

# Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 22.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 26. Mai 1889.

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4 1/4 M.

XVI. Jahrg.

Raddruck verboten.

## Ein Inselftag.

Novelle von E. Merk.

**M**orgenstille! In den großen Städten mit ihrem frühzeitigen Fuhrwerks-Gerassel und Postwagen-Gepolter ist dieses Wort fast illusorisch geworden; auf der kleinen Kloster-Insel in der weiten Wasserfläche hat es noch seine volle Bedeutung. Es ist so fühlbar, so hörbar still! Der See athmet kaum. Auch der Spätsommertag scheint noch zu schlummern; nur hinter einem bläulichen, glitzernden Düstergewoge blinzelt die Sonne. Aus der Kirche dringt zuweilen der Gesang von Kinderstimmen und das Klingeln der Ministranten. Später trippeln, mit dem Gebetbuche in der Hand, ein paar alte Fischerfrauen über den Friedhof, der wie ein heimlicher Garten am Wege liegt.

Ihnen folgt ein schlankes Mädchen, ein Fräulein aus der Stadt. Sie kommt nicht aus der Kirche, sondern aus dem Mesnerhaus, in dem sie Wohnung gefunden. Ein blondes Inselfind trägt ihr den Malkasten nach. Sie gleitet rasch, ein wenig schen, an den Linden vorüber, die vor dem Gasthause stehen, und lächelt freudig, da es hier noch ganz einsam und still ist. Sie hat gestern eine reizende Studie entdeckt: eine Uferstelle, an welcher ein Fischer seinen alten, wettergrauen Rahn geborgen und einiges Netzwerk aufgehängt hat; dahinter der helle Lust- und Wasserton. Sie will zur Stelle sein und an der Arbeit sitzen, ehe die Maler, von denen es auf der Insel wimmelt, mit Staffelei und Skizzenbuch ausziehen und ihr zuvorkommen.

Am Ufer, dicht vor der Klostermauer, packt sie ihre Farben und Pinsel aus und richtet mit der begeistertsten Ungeduld des Beginnens die Leinwand zurecht. Von dem Garten des „Veichtaters“ kommt leiser Resedenduft, und die Kloster-Enten plätschern im Wasser. Plötzlich fährt die Kohle, mit der sie aufgezeichnet, mit einem unsinnigen Striche über das Blatt; die Zeichnerin ist erschreckt worden durch einen Schritt in ihrer Nähe und schaut nun, aufblickend, in ein verwundertes Augenpaar. Einer der Maler steht vor ihr und sagt ein verlegenes: „Guten Morgen, Fräulein Balden, — Sie malen hier?“

Nun erst sieht sie, was ihr in ihrem Eifer entgangen war: ganz dicht neben ihr, im Grase, liegen Feldstuhl und Mappe; an der Mauer lehnt ein Schirm. Sie war also doch nicht die Erste am Plage und soll nun früherem Rechte weichen! Sie denkt es in tiefem Mißmuth, schickt sich aber doch an, zusammenzupacken, hebt den Strohhut, den sie von dem gelockten, kurzen Haar genommen, vom Boden auf und schraubt den großen, grauen Schirm aus dem Stock. Sie fürchtet sich vor den Malern. Sie weiß, daß Jeder,

auch wenn er selbst nur ein Unwürdiger und Schänder ist im Tempel der Kunst, sich doch berufen fühlt, die Frau, die ihm immer ein unberufener Eindringling scheint, von dessen Schwelle zu verjagen. Das Benehmen der Künstler während der paar Wochen, die sie auf dem kleinen Fleckchen Erde verbrachte, hat ihr auch deutlich gezeigt, daß die Malerin der Vorrechte verlustig wird, die man sonst einem jungen Mädchen einräumt.

Der blonde junge Mann, der neben ihr steht, ist freilich immer einer der Höflichsten gewesen, und er sagt auch jetzt in sehr zuvorkommendem Tone:

„Ich möchte Sie um keinen Preis verdrängen, mein Fräulein!“

„Aber Sie waren zuerst hier, Herr Intrat; ich bemerkte Ihre Sachen nicht; entschuldigen Sie!“

„O, bitte! Ich wollte anfänglich nur zeichnen;

Horizont ab. Die beiden Maler haben kein Auge für den wachsenden Sonnenzauber der weiten Landschaft; sie beschäftigen die Vordergrund-Studie, auf der nun wärmeres Licht tanzt, und die Schatten weicher in einander fließen. Aber die Farben sind auf die Palette gesetzt, die Arbeit ist im Gange; nun fangen sie zu plaudern an. Sie haben unter den Linden schon ab und zu Gespräche getauscht und sind sich nicht ganz fremd. Es giebt auch der Anknüpfungspunkte genug; die Bilder der letzten Ausstellung, die Ankäufe des Kunstvereins, der gemeinsame Aufenthalt.

„Sie sind nicht zum ersten Male auf der Insel, nicht wahr, Fräulein Balden?“ fragt der Maler im Laufe der Unterhaltung.

„O nein! Ich kenne hier jeden Stein und jeden Uferbaum. Vor Jahren bin ich allsommerlich auf der Insel gewesen, — mit meinem Vater. Jede Stelle erinnert mich an süße, harmlose Jugend-Thorheiten!“

Er lacht; aber ein forschender Blick streift die junge Collegin.

„Ja, ja,“ sagt er leise. „Man träumt und schwärmt leicht auf dieser kleinen Insel.“

„So lange man sehr jung ist nämlich,“ giebt sie mit einer altklugen Miene zurück, die wunderbarlich zu den blühend rothen Lippen und zu der weichgerundeten Wange stimmt. „Dann erscheinen einzelne Menschen oft merkwürdig vortheilhaft in dieser Inselbeleuchtung, gerade, als wären sie auf Goldgrund gemalt, wie die Heiligen in der alten Klosterbibel.“

„Wie auf Goldgrund gemalt,“ wiederholt er lächelnd. „Der Vergleich ist gut!“ Dabei gleiten seine Augen über das von braunem Haar umfräuste, etwas eigensinnige Profil an seiner Seite, als sei es nicht von blauer Luft, sondern von lichteitem Glanze umwogt. „Für Sie scheint das freilich ein überwundener Standpunkt,“ fügt er

hinzu und arbeitet energisch mit der Spachtel in die Studie.

„Gott sei Dank! Ewigkeiten liegen zwischen damals und heute!“

„Nun, dafür haben Sie sich merkwürdig gut gehalten!“ lacht er.

„O, auf die Jahre kommt es gar nicht an,“ giebt sie zurück, indem sie eifrig die Kremsjerweiß-Tube auf die Palette drückt. „Man kann mit einem Schläge alt und klug werden! Wenn das Herz einmal eine recht gründliche Enttäuschung erlebt hat, wenn ein Halt, den man für felsensfest hielt, zusammengebrochen ist und die tiefsten Empfindungen in den Wind geschleudert wurden, o, dann ist der Goldgrund, auf dem man einst die Menschen sah, für immer dahin!“

Es klingt leidenschaftlich nach ihren bisherigen kühlen Worten, als habe die Erinnerung an eine Wunde in ihr Herz gegriffen. Er fühlt sich verstimmt. Ihr Wesen war ihm so unberührt, so mädchenhaft herbe er-



Maikäfer. Von G. Schächinger. — Siehe Seite 95.

aber der Ton ist zu schön in dieser Morgenstimmung. So lief ich fort, um meine Farben zu holen.“

„Und waren natürlich sehr entsetzt, als Sie zurückkehrten! Doch Sie sehen, — ich räume das Feld.“

„Nein, das soll und darf nicht sein! Sie halten mich wohl für einen rechten Wildling! An mir ist's, zu gehen! Denn,“ fügt er ein wenig zögernd hinzu, „es wäre Ihnen wahrscheinlich peinlich, wenn wir zusammen hier malten.“

„Nicht im Geringsten, wenn das ginge,“ erwidert sie, ruhig zu ihm aufschauend.

„Das geht vortrefflich. Ich hatte mir ohnedies einen etwas weiteren Standpunkt gewählt.“

„So ist ja Alles in bester Ordnung.“

Sie stellt den Schirm wieder auf und strichelt weiter. Ein leiser Windhauch hat sich erhoben; der See beginnt sich kräuselnd zu regen. Die Berge treten aus den Nebelschleiern hervor; als zartblauer Hauch zeichnen sich die fernen, schweren Gebirgsmassen von dem lichten

schienen; es überrascht ihn peinlich, daß sie eine bittere Erfahrung hinter sich habe.

„Es scheint für Sie ein ganzer Roman auf der Insel gespielt zu haben?“ fragt er, nicht ohne eine leise Gereiztheit im Tone.

„Nein!“ giebt sie mit einem klaren, ernsten Blick zurück. „Kein Roman, — ein Schicksal! Aber ich habe mir seitdem das Träumen abgewöhnt! Und das ist gut!“ fügt sie leichter hinzu und schließt, den Kopf zurückbeugend, die braunen Augen ein wenig, um die Wirkung ihrer Studie zu prüfen. Sie fühlt sich sehr befriedigt. Das Fischergeräth und Netzwerf wird wohl noch viel Mühe kosten; aber der Kahn mit dem Weidenstrunk scheint zu gelingen. Das könnte ein gutes Bild werden! Mit heißen Wangen weiter pinselnd, überlegt sie die Staffage, die sich wohl am besten dazu eignen würde: Römne, Klosterbruder, oder ein Paar in altdeutscher Tracht? Die Kinder kommen aus der Schule, guden halb sehen, halb neugierig auf die Staffeleien und laufen mit verlegenem Lachen fort, wenn der Maler ihnen ein lustiges Wort zuruft.

Es läutet Mittag von der Klosterkirche.

„Wie rasch die Stunden verfliegen! Schade, daß der Morgen vorüber!“ ruft Lutrat.

Beide stehen auf.

Nun wirft das Mädchen den ersten Blick auf die Arbeit des Malers. Ein Schrecken packt sie, der ihr das Herz zusammenkrampft. Was hat er aus dem Motiv gemacht! Wie ungeheuer, wie kindisch erscheint neben diesen kraftvollen, kühnen Strichen ihr eigenes Gepingel, das sie eben noch vollauf befriedigt, ja entzückt hatte! Auch sie hat die Natur im Auge gehabt und ihr nachzubilden gesucht, und nun sagt ihr erst diese halb fertige, fremde Leistung: So ist's, — das ist Wahrheit!

Es wird ihr heiß vor den Augen. Ihre erste Bewegung gilt der armseligen Studie, die sie verdecken will; doch ihre ehrliche Natur sträubt sich dagegen. Lutrat's Blick ist ihr gefolgt und ruht nun prüfend auf ihrer Skizze. „O, ich sehe nun wohl, sie ist verfehlt, ein ganz verfehltes Nachwerk.“ ruft sie äußerst verlegen. Er ist ihr nicht mehr einer von den jungen Herren, denen sie so gleichgültig gegenübersteht; er ist ihr ein Meister geworden, und mit der Miene eines Schülmädchens, das Lob oder Tadel zu gewärtigen hat, blickt sie in sein offenes, frisches Gesicht mit den gutmüthigen grauen Augen.

„Sagen Sie es mir nur, — es ist talentlos, nicht wahr, ganz talentlos?“ fragt sie mit zitternder Stimme.

Er ist zu aufrichtig, um in seiner Miene eine abfällige Kritik verbergen zu können; aber er tröstet sie:

„Ich bitte Sie, liebes Fräulein, wer wird sich gleich so hart verurtheilen. Eine angefangene Studie! Es wird Ihnen morgen besser glücken! Hoffentlich können wir weiter malen! Es wird doch schön bleiben!“

Er sucht das Gespräch abzulenken; aber in ihr ist ein Zweifel erwacht, ein qualender, wilder Zweifel an ihrem Können. Sie muß sich Klarheit verschaffen. Diese Angst wird sie sonst erdrücken.

„Ich hätte eine große Bitte an Sie,“ sagt sie schüchtern, während sie den Malkasten einräumt.

Er wendet sich mit warm aufleuchtenden Augen zu ihr.

„Möchten Sie sich einmal meine Studien ansehen und mir ein ehrliches Urtheil darüber sagen? Ich arbeite hier so allein. Es will mir mit einem Male scheinen, als sei ich auf einen ganz falschen Weg gerathen.“

„Herzlich gern, liebes Fräulein, wenn meine Meinung Ihnen als Kritik genügt.“ antwortet er, erfreut, in ihre Nähe und in ihr Vertrauen gezogen zu werden.

Sie besinnt sich eine Weile. Sie hat auf dem Lande kein Atelier und kein Besuchs-Zimmer, in das sie ihn einladen kann.

„Wenn Sie nicht der Siebta bedürfen, so würde ich am liebsten nach Tische um Ihren Besuch bitten. Es ist dann Schatten in der Laube vor dem Häuschen. Ich kann die Mappe herunterbringen.“

„Ganz recht! Ich werde mich einfinden.“

Dann gehen sie aus einander. Eine Viertelstunde später sitzen sämmtliche auf der Insel weilende Sommer-Gäste beim Mittagmahle unter den Linden. Hans Lutrat hat den Eckplatz an der langen Tafel, welche die Künstler vereint, und wo es lebhaft zugeht. Er ist heute schweigsamer als sonst, und sein Blick gleitet oft durch die Lindenweige nach dem kleinen Tische, an dem die Collegin ihre einsame Mahlzeit einnimmt. Sie sieht so jung, so lustig aus in dem leichten, geblühten Kleide, das sie angezogen hat; das bräunliche Colorit ihres Gesichts macht sich reizend in dem grünlichen Blätter-schatten. Er glaubt immer weniger an ihren Ernst für die Kunst; sie wird ihm immer mehr zu einem hübschen Mädchen, das gefallen will und gefallen kann. Sie verläßt bald ihren Platz und geht, an den Linden vorüber, nach Hause. Einige der anwesenden Gäste grüßen;

auch mehrere Maler verneigen sich. Andere drehen der Malerin geringschätzend den Rücken zu, und einer der Jüngeren macht eine boshafte Bemerkung. Da treffen ihn Hans Lutrat's zornige Augen und eine scharfe Zurückweisung.

Lutrat genießt ein gewisses Ansehen am Künstler-tische; er ist wohlhabend, verkehrt in den besten Kreisen und besitzt mehr „Schliff“, als viele der anwesenden Kollegen. Diese Vorzüge würden ihn allein kaum emporheben; aber er hat schon bedeutende künstlerische Erfolge gehabt, und man schätzt sein Streben und seine Begabung.

So grollt auch heute nur eine dumpfe Opposition gegen ihn unter den am anderen Ende des Tisches sitzenden Akademikern, die stets das „malende Frauenzimmer“ als Zielscheibe ihrer Wiße betrachten. Diese jungen Leute, die so früh mit der zweifelhaften Kategorie der „Modelle“ in Berührung kommen, verlieren allzu leicht den Respekt vor dem Weibe, auch vor dem anständigen, wenn nicht eine sehr sorgfältige Erziehung oder eine feingebildete Familie den stärkeren Einfluß auf sie geltend machen.

Lutrat erhebt sich geärgert und entfernt sich in entgegengelegter Richtung, als das Fräulein. Es braucht Niemand zu wissen, daß er sie besucht, und auf der Insel giebt es ja kaum einen Umweg.

Während er langsam, seine Cigarre rauchend, am Ufer dahinschreitet, sitzt das Mädchen vor ihrer großen Mappe. Es ist ihr zu Muthe, wie vor einem Examen. Sie hat kaum einen Bissen über die Lippen gebracht. Was wird er sagen? Seit sie die Studien wieder vor sich hat, ist es ihr hoffnungsvoller zu Muthe. Manche scheinen ihr doch sehr gut, sehr wahr. Die eine freilich, mit bewegtem See, unter die sie so selbstbewußt den Namen „Via Valden“ gesetzt, will ihr heute nicht mehr genügen. Aber das alte Fischerhäuschen, und die Uferstelle mit den Kindern! — Er wird sie sicher loben und ihr diese Unruhe fortnehmen, diese Muthlosigkeit!

Nun kommt er, wirft die Cigarre fort und tritt durch das Gärtchen zu ihr. Sie giebt ihm die Hand; ihre Finger sind eiskalt. Dann setzt er sich. Sie öffnet die Mappe und reicht ihm Blatt um Blatt. Er behält jedes lange in der Hand, prüfend, betrachtend, es fernhaltend; dann legt er es mit einem „O, sehr nett! ganz hübsch!“ oder: „Ach, das haben Sie auch gemalt!“ „Wie fleißig Sie waren! Da könnte sich unseiner ein Beispiel nehmen!“ auf den Stuhl an der Seite.

Nun ist er zu Ende mit den Blättern und zählt, ein Bischen verlegen, wie viele deren sind, blickt nach dem Datum der einzelnen, — ihr aber ist's zu Muthe, als wäre ein glühender Stein auf ihr Herz niedergefallen und lastete nun da mit unertäglicher Schwere.

Sie weiß es wohl, warum er sie nicht ansieht; sie versteht, daß er nur höflich gewesen, und daß diese Höflichkeit eine fromme Lüge ist. Sie muß, — sie will die Wahrheit hören, — und wenn es das Schlimmste wäre!

„Herr Lutrat, sagen Sie mir keine Redensarten! Bitte seien Sie ehrlich, wie Sie gegen einen Mann wären, gegen einen Kameraden!“ Und sie sieht ihn so fest an, daß er die Augen unwillkürlich zu ihr aufschlägt. Er ändert seine Miene, wie er auf das streng und herb gewordene Gesicht schaut; sein ehrlicher Sinn kämpft mit seinem guten Herzen, das ungern wehe thut, — und gerade ihr! Aber die Aufrichtigkeit trägt den Sieg davon.

„Wenn ich offen meine Ueberzeugung aussprechen soll, so muß ich sagen: Sie sind allerdings nicht ganz auf dem rechten Wege! Es fehlt Ihnen die richtige Anschauungsweise, die richtige Auffassung der Natur. Sie sehen zu viel Kleines, Nebensächliches. Darüber geht die Wirkung, der Gesamt-Eindruck verloren. Auf diese Weise können Sie nie ein Bild malen. — Das soll Sie nicht entmuthigen.“ fügt er hinzu, als er bemerkt, wie starr und traurig sie zu Boden blickt. „Es fehlt Ihnen gewiß viel mehr an der richtigen Führung, als an Begabung.“

Sie schüttelt den Kopf: „Nein, nein!“ sagt sie dumpf. „Mein Lehrer ist nur nicht wahr gewesen, wie Sie.“

Seine Aufrichtigkeit reut ihn nun, da sie so vernichtend auf das Mädchen wirkt. Dabei erscheint sie ihm so liebreizend mit den langen, dunklen Wimpern, die ihre Schatten auf die Wangen werfen, dem tropig geschlossenen, hübschen Munde, an dem die Unterlippe sich in so anmüthiger Linie nach abwärts senkt.

„Ich muß fast ein wenig lächeln,“ sagt er, „wenn ich Sie so niedergeschlagen sehe. Was brauchen Sie zu malen? Wenn ein Künstler Sie so, wie Sie hier stehen, auf die Leinwand zu zaubern vermöchte, mit den nickenden Rosen hinter Ihnen, mit der vollen Wahrheit der Stellung und Farbe, — er wäre ein Meister; er wäre ein Rafael! Sie aber sind dieses Kunstwerk der Natur, das Keiner von uns erreichen kann. Lächeln Sie, schmücken Sie sich das Haar mit Blumen, und Sie selbst haben die herzerfreuende Anmuth und Schönheit, die wir suchen, in der Irre, mit tausend Mühen!“

Nun hebt sie die Augen zu ihm auf; todesstraurige, düstere Augen, die in eine lichtlose Oede zu starren scheinen, und sagt tonlos:

„Auch Sie sagen das! auch Sie!“

Er steht bestürzt vor ihr.

„Sie legen zu viel Gewicht auf meine Worte. Ich fürchte, ich war derb, rücksichtslos, — verzeihen Sie mir!“

„Nein, — ich danke Ihnen!“ Sie reicht ihm die Hand. „Glauben Sie mir, — Sie haben mir nur Gutes gethan! Sie waren ein braver Kamerad!“

Das Lächeln, das sie auf ihre schmerzlich zudenden Lippen zwingt, hat ihm etwas unsäglich Ergreifendes. Er möchte ihr zu gern ein warmes, liebes Wort sagen, aber der Hals ist ihm wie zugeschnürt. Er möchte gern bleiben; aber er bemerkt wohl, daß sie allein sein will.

So geht er nachdenklich zurück über den kleinen Friedhof, auf dessen sonnenbeschienenen, grünen Boden die Grabkreuze ihre Schatten zeichnen.

Unter den Linden ist es still. Nur einer der Stammgäste sitzt noch an einem Tische und schaut verträumt in den wogenden Sonnenglanz, unter dem der See brüht. Es ist ein Professor, der alljährlich hier seine Ferien verbringt; ein ernster, einsamer Mann, der schwere Schicksale hinter sich hat. Aber so düster er wohl in das Leben blickt, er hat sich Güte und Menschenliebe aus dem Schiffbruche seines Glückes gerettet und hält sich nicht abgeschlossen von der heiteren, jüngeren Generation um ihn her. Auch jetzt hebt er die Augen mit einem freundlichen Blicke zu dem Maler.

„Sie waren ja heute der Studien-Genosse von Fräulein Valden. Sagen Sie: ist sie geschickt? leistet sie etwas?“

Hans ist im ersten Moment befremdet, daß diese Frage so völlig mit seiner Gedanken-Beschäftigung zusammentrifft.

„O, sie ist sehr strebsam und nimmt es ernst mit der Kunst,“ erwidert er ausweichend. „Sie kennen die Dame schon länger?“ fügt er hinzu, indem er sich neben dem Professor niederläßt.

„Gewiß! Ich sah sie hier heranwachsen; sah sie aus einem muthwilligen kleinen Hexchen ein stilles, ernstes Mädchen werden, das ihren eigenen Weg geht. Darum interessire ich mich für sie und wünsche ihr von Herzen einen Erfolg, der ihr Heimath und Familie wirklich erfreut.“

„Sie hat keine Eltern, keine Angehörigen?“ fragt Hans mit lebhaftem Interesse.

„Doch, doch. Es ist ihre eigene Schuld, daß sie so allein dasteht. Aber ich vermag das bei ihrem Charakter am Ende zu begreifen. Ich habe ja mit angesehen, wie sie in ihren Kinderjahren von ihrem Vater verhätschelt wurde. Sie war gerade erwachsen, als er sich zum zweiten Male verheirathete. Mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit hatte sie an ihm gehangen; nun fühlte sie sich überflüssig, in seinem Herzen und in seinem Hause, dessen Führung eine practischere, erfahrenere Hand übernahm. Keine böse Stiefmutter allem Anscheine nach; nein, eine pflichtgetreue, kluge Frau, die dem Mädchen wohlwollte und es auch ihr gern behaglich gemacht hätte. Aber gerade ihr nüchtern verständiges Wesen, ihre geschäftige Art, Alles selbst leiten und lenken zu wollen, ihre vielleicht etwas spießbürgerliche Lebens-Auffassung lasteten wie ein Alpdruck auf dem nach Freiheit dürstenden, leidenschaftlichen jungen Geschöpfe.“

Ich bin ein stiller Beobachter und liebe es, Charaktere zu studiren. So interessirten mich diese beiden Frauen, die, Beide von guter Art und redlichen Herzens, sich doch nicht harmonisch zusammenfinden konnten. Die Mutter rieth gutmüthig:

„Unterhalte Dich, wie es einem jungen Mädchen ziemt. Denke daran, vorthelhaft auszusehen, mache ein freundliches, heiteres Gesicht! Das gefällt den Männern. Bereite Dich vor auf Dein künftiges Hauswesen.“ Ein edler Lebenszweck, rief die Tochter in herbem Mädchenstolze, „zu warten und zu harren, bis irgend ein Mann die Gnade hat, mich zu heirathen. Ich sollte ihn wohl auch noch anzulocken suchen! O psui!“ Mit immer heißeren Träumen von Ruhm und Selbstständigkeit hat sie sich aus dem Alltags-Leben herausgesehnt und dringend danach verlangt, sich zur Malerin ausbilden zu dürfen. Aber der Vater widersetzte sich, von seiner Frau beeinflusst, diesen „emancipirten Ideen“, wie man ihren Wunsch nannte. Auch die Geldfrage spielte wohl eine Rolle; denn der Mann lebt von seinem Beamten-Gehalte und muß sich einschränken. Doch als die zweite Stiefschwester zur Welt kam, erklärte sie energisch: „Sie bitte, daß ihr das kleine, von ihrer Mutter ererbte Vermögen ausbezahlt werde; es würde hinreichen, um ein paar Jahre Unterricht zu nehmen. Dann wolle sie sich selbst ihren Unterhalt verdienen.“

Die Eltern thaten ihr Möglichstes, um sie zurückzuhalten, aber sie ist ein kleiner Tropfopf. So hat

sie denn die Schiffe hinter sich verbrannt, und es würde mir leid thun, wenn sie eine Niederlage erleben müßte. Doch die Damen fangen ja an, ganz bedeutende Concurrentinnen für die Herren Maler zu werden."

"Gewiß, gewiß!" giebt Hans zerstreut zurück. Seine Unruhe ist gewachsen mit jedem Worte, das der Professor gesprochen. Nun versteht er, was sie mit ihren leidenschaftlichen Worten am Morgen meinte, die ihm so viel zu denken gaben. Die Liebe des Vaters ist ihr entrisen worden! Das war das Schicksal, das sie hier erlebt. Ihre Einsamkeit rührt ihn tief. Es war ihm vorher nicht in den Sinn gekommen, daß die Kunst eine Lebensfrage für sie sein könne; der Erwerb steht ihm, dem vermöglichen Manne, nicht so im Vordergrund wie den Anderen, und die anmuthige, geschmackvolle Erscheinung des Mädchens rief niemals den Gedanken an Armuth wach. Nun scheint seine Ehrlichkeit ihm doppelt grausam. Und doch! je ernster die Sache für sie ist, desto weniger nützen ihr Beschönigung und falsches Lob. Aber er muß versuchen, sie zu trösten, ihr Rathschläge geben, sich ihr als Lehrer anbieten. Immer ungeduldiger verlangt er danach, wieder vor ihr zu stehen, ihr das liebe, tropige Köpchen aufzurichten, das sie vorher so tief gesenkt hat. Sie pflegt sonst unter den Linden ihren Kaffee zu trinken, che sie an die Nachmittagsstudie geht. Heute wartet er umsonst.

Einsilbig sitzt er neben dem Professor. Der Mittagdunst schwindet von den Bergen. Der See färbt sich dunkler. Die weite Landschaft entlartet ihre Licht- und Farbenfülle. Je weiter die Stunden rücken, desto reicher werden die Töne, desto leuchtender und feierlicher strahlt die Insel in Sonnenglorie.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

### Verjagt und erbeten.

Aus einem Kriegs-Tagebuche von Vocho von Pressentin. Mit einer Illustration von H. Anstiel.

Nicht immer blüht dem Kavalleristen das Los, in frischem, fröhlichem Reitergefechte seine Klinge mit der des Gegners zu messen. Ungleich häufiger und mühsamer sind die Pflichten, welche seiner harren, wenn es die Armee zu sichern, ihr im Feindeslande die verschiedenen Lebensbedürfnisse zuzuführen gilt. Je länger sich die Verbindungslinien nach der Heimat ausdehnen, um so schwieriger wird die Verpflegung einer großen Armee.

Im Jahre 1870 hatten die deutschen Belagerungsstruppen vor Paris aber noch mit einem besonders erschwerenden Umstande zu rechnen.

Im Westen befand sich eine neue feindliche Armee in der Bildung, welche eine Anzahl von Francireur-Corps schleierartig vorgehoben hatte. Im ersten Kampfe wenig von Bedeutung, erschwerten diese zusammengewürfelten Scharen doch die Forderungen für die Armee vor Paris außerordentlich und verhinderten eine genügende Aufklärung des Terrains durch kleinere Kavallerie-Abtheilungen.

In erster Linie gegen sie wurde deshalb Anfang October 1870 eine Kavallerie-Division gegen Ablis vorgeschoben.

Noch hatten die Spitzen der genannten Division jene Stadt nicht erreicht, da traf die Meldung ein, daß am 11. October preussische Husaren und bairische Infanterie in Ablis heimtückisch durch die Schar des Polen Lipowski überfallen sei.

Das war doch etwas für das schnelle Kavalleristen-Herz des Divisions-Kommandeurs!

Vorwärts rasselten die Schwadronen, und ein furchtbares Straßengericht erging über die unglückliche Stadt. Viele ihrer Bewohner hatten sich während des Ueberfalles hinreichend lassen, gegen die deutsche Besatzung die Waffen zu ergreifen. Sie hatten damit das Schicksal der Stadt und ihrer Bürger selbst heraufbeschworen.

Kaum waren Kürassiere und Mänen eingerückt, so riesen unheimliche Trommelwirbel die Einwohner zusammen. Mit starker Stimme verließen städtische Polizisten den unänderlichen Befehl des Kommandirenden: „In zwei Stunden wird die Stadt an allen Ecken in Brand gesteckt; bis dahin steht es Jedem frei, seine beste und werthvollste Habe zu retten!"

Gestern noch hatte man in Ablis mit großen Worten versprochen, diese „diablen de Prussiens" sollten auf Rimmerwiedersehen hinausgeschickt werden; nun war der verhasste Feind stärker da denn zuvor. Seine Reiter saßen wie Statuen auf den Rossen. Alle Plätze und Thore waren von Mänen besetzt. Angstvolle verzerrter Kinder, das Versten der auf Handwagen dahergefahrenen und umstürzenden Krüden, welche die letzte Hoffnung einer flüchtenden Familie bargen; das ganze, unbeschreibliche Chaos von brüllend daher kommendem Vieh und verzweifelnden Menschen jeden Geschlechtes und Alters vermochte das eiserne Herz des hoch und stolz auf seinem Pferde haltenden Führers nicht zu erweichen.

Wieder und wieder zog er seine Uhr.

Endlich ein kurzer Befehl an den neben ihm haltenden Kommandeur des bairischen Bataillons. — Ablis ging in Rauch und Flammen auf.

Während sich die wirbelnden Dampfswolken über Ablis bald hierhin, bald dorthin wälzten, um an anderer Stelle in mächtigen Säulen zum Himmel aufzustreben, bezog die Kavallerie-Division westlich der brennenden Stadt Vorposten. Die Regimenter des Gros wurden weiter zurück in Massen-Quartieren untergebracht.

Der energische Führer, dessen Befehl das Schicksal der Stadt entschieden, nahm mit seinem Stabe und einer Anzahl anderer Offiziere im prachtvollen Schlosse der verwitweten Herzogin von Lynnes und Chevreuse zu Dampière Quartier.

Trotzdem der Wind die Rauchwolken von Ablis in dichten, langsam dahinziehenden Massen über Park und Schloß führte, war die Aufnahme, welche die preussischen Offiziere fanden, vor-

züglich. Jeder unausgesprochene Wunsch wurde den Herren beinahe an den Augen abgelesen.

Gegenüber dieser seltenen Gastfreundschaft wurden auch von den einquartierten Offizieren alle Formen gesellschaftlicher Höflichkeit beobachtet. Niemand unterließ es, der Herzogin seine Aufmerksamkeit zu machen, und Jeder gewann bei dieser Gelegenheit einen ausgezeichneten Eindruck von der wahrhaft vornehmen, würdigen alten Dame.

Ein ausgesuchtes Diner vereinigte später die preussischen Offiziere um ihren Führer an der gastreichen Tafel der Schloßherrin. Strahlendes Kerzenlicht erleuchtete den großen Speisesaal mit seinen alten Ahnenbildern bis in die entferntesten Ecken. Erstaunt mochten die alten, geharnischten Herzöge von Lynnes und Chevreuse aus den schweren Eichenrahmen an der Wand auf die bunten Uniformen der Feinde Frankreichs blicken, die sich hier sichtlich so wohl fühlten.

Konnte man es diesen Reiter-Offizieren verdenken, wenn sie gern hier weilten?

Seit Wochen und Monaten hatten sie vielleicht an keiner gut gedeckten Tafel mehr gefessen, und zum ersten Male während dieses ganzen Feldzuges durften sie wieder edle Frauenwürde bewundern. Wie Manchem unter ihnen mag da die Erinnerung an die Eltern, die Lieben daheim gekommen sein. Und da auch die Weine, — besonders der Sekt, — vorzüglich waren, so stieg das Wohlbehinden mit jeder Minute.

Der Kommandirende fühlte sich an der Herzogin Seite ganz besonders wohl. Im elegantesten Französisch führte er die Unterhaltung mit ihr. Wie es sich ergab, hatten sie mehrere gemeinsame Bekannte, und durch diese intimere Annäherung wurde der Ton des Gespräches immer wärmer.

Als die Schloßherrin endlich die Tafel aufhob, führte sie der General durch eine Reihe von Salons in das Zimmer, wo der Kaffee bereit stand. Den Voranschreitenden folgten paarweise oder in Gruppen die vergnügten Offiziere.

Die Vordersten von ihnen sahen — ja, sahen sie recht? Der General, welcher die Herzogin zu ihrem Sitze vor dem Marmoramine geführt, hatte sich verneigt und ihr dabei nach deutscher Sitte die Hand gereicht.

Und sie?

Das bereits leicht gebeugte Haupt im Silberkranz des Greisenalters richtete sich stolz auf, und ihre Blicke fielen nach dem Fenster, wo die blutige Röthe des Brandes von Ablis durch die vorgezogenen Gardinen schimmerte. Beinahe höhnend klang es alsdann in den Ohren der aufstehenden Deutschen:

„Verzeihen Sie, Herr General, aber die Hand kann ich einem Feinde meines Vaterlandes nicht geben!"

In den Augen des alten Soldaten bligte es auf. Nur einen Augenblick. Dann verbog er sich tief und wortlos.

Gleich einem kalten Reize war es auf die angeregte Stimmung gefallen, und erst als sich die Herzogin bald darauf zurückzog, der General aber laut und vernehmlich erklärte, „er hege allen Respekt vor dieser Frau," vermochten sich die leichtlebigen Reiter wieder voll ihres unvergleichlichen Quartieres zu erfreuen.

Weiter rollten die eisernen Kriegswürfel zum Nachtheile der Franzosen. Immer tiefer waren die Reitercharren der Division in das Land eingedrungen. Immer mehr hatte sich der jeder Lage gewachsene Führer die Herzen aller Leute gewonnen. Wo Wehrtraben knatterten und Kanonen brüllten, war der General sicher in erster Linie. Sein hoher persönlicher Muth führte ihn auch oft dahin, wo er eigentlich als Führer nicht hingehörte, weil er sich von Allem selbst zu überzeugen liebte.

So lag er am 3. November mit seinem Stabe unmittelbar hinter den Vorposten in einem einfachen Hause zu Curville. Die Pferde blieben gefastet, und er, wie seine ganze Umgebung, legten die Kleidung nicht ab. Man ruhte, wie man war, auf dem Lager, um beim ersten Alarm zu Pferde steigen zu können.

Wenn aber die Uebermüdung infolge der anstrengenden letzten Tage beinahe Jedermann die schweren Lider zudrückte, der General fand keinen Schlummer.

Ein eisiger Regen wurde von Südwesten gegen die Scheiben seines Zimmers gelegt, und gleichsam zur Wachsamkeit mahnend, pfeiften die Aeste einer uralten Ulme das Dach des Hauses.

Ein Hundewetter! So recht geeignet, um in dem durchschnittenen Terrain einen Ueberfall des Feindes zu begünstigen.

Den Kopf auf seinen rechten Arm gestützt, lauschte der General auf seiner Ruhestätte. Es war ihm, als vernähme er das Geräusch eines schnell näher kommenden Wagens. Er hatte sich nicht getraut; das Gefühl hielt vor seinem Hause; Stimmen wurden vernehmbar. Es mußte etwas Besonderes vorgehen.

Mit jugendlicher Schnellkraft sprang er empor. Ein Griff, — und die Kerze flammte auf.

Diesen Lichtschein mußte man draußen wahrgenommen haben. Noch bevor der General das Fenster erreichte, um hinauszuschauen, trat sein Diener, — eine Karte in der Hand, — mit der Meldung ein: „Die Dame bittet, den Herrn General trotz der Nachtstunde sprechen zu dürfen."

Schon hatte jener die Karte in der Hand und las, näher zum Licht tretend: „La Duchesse de Lynnes et Chevreuse."

Ein stilles Lächeln umspielte die Lippen des stattlichen Mannes; dann befahl er, seinen Anzug ordnend: „Rufen Sie schnell hier ein wenig Ordnung und bitten Sie die Frau Herzogin, näher zu treten." Im nächsten Augenblicke indeß befand er sich, eilte persönlich seinem Gaste entgegen und führte denselben in sein Gemach.

Kaum kenntlich vor Gram und Schmerz, — in tiefster Trauer, — stand ihm die zu Dampière so stolze Greisin gegenüber, und ohne seine Anrede abzuwarten, kam es zögernd über ihre blassen Lippen: „Eine unglückliche Mutter wagt es, Ihre Nachtruhe zu stören..."

Bewegt hat der General zunächst die Herzogin, in dem einzigen Sessel Platz zu nehmen, allein nassen Auges schüttelte Jene den Kopf und sagte: „Lassen Sie mich stehen, bis ich weiß, ob es mir verstatet wird, meinem ältesten Sohne die letzte Ehre zu erweisen."

„Sie haben einen Verlust in Ihrer Familie erlitten, Frau Herzogin?"

„Mein Aeltester, unser Stolz, liegt in Artenay, — von einer Kugel durch die Brust getroffen, — auf der Bahre, und sein jüngerer Bruder befindet sich mit einem schweren Schusse in der Lende im Lazareth von Orleans. Man will ihn amputiren. Dieser entsehrliche Krieg wird mir auch mein letztes Kind nehmen. Ueben Sie Erbarmen, Herr General; erlauben

Sie einer armen, beraubten Mutter, den einen Sohn zu begraben und, — wenn Gott es will, — die letzten Seufzer des anderen in Empfang zu nehmen. — Lassen Sie mich Ihre Vorposten passieren!"

Dachte der General der Stunde, wo die gebrochen vor ihm Stehende ihm zu Dampière die Hand verweigerte?

Ja — und vielleicht gerade deshalb sagte er jetzt besonders mild: „Glauben Sie, Frau Herzogin, daß wir mit Kranken und Leidenden Krieg führen? Nein, fahren Sie mit Gott, und von Herzen will ich wünschen, daß Sie den Zustand Ihres zweiten Herrn Sohnes weniger ernst finden. Da wir kaum etwas vor dem Feinde zu verbergen haben, so brauche ich Sie nicht einmal um Discretion über unsere Stellungen zu bitten."

„Soll ich Sie erst versichern, daß ich schweigen werde, wie das Grab?"

„Nein, Frau Herzogin, es bedarf keines Wortes. Bitte, nehmen Sie jetzt aber Platz; ich will den Befehl geben, daß Sie durch eine Patronille bis über die Vorposten hinaus geleitet werden."

Als nach kurzer Zeit eine Kürassier-Escorte vor dem Stabsquartiere aufmarschirte, erhob sich die Herzogin und sah dem gegenüberstehenden deutschen Führer erst in das offene, klare Auge; dann bat sie mit Freimüthigkeit: „Neulich habe ich es in meinem Hause abgelehnt, dem Feinde Frankreichs die Hand zu reichen. Heute, Herr General, erbitte ich mir statt aller Dankesworte die Günst, diese brave Hand drücken zu dürfen. Wollen Sie mir auch diese Bitte großmüthig gewähren?"

Einen Augenblick standen sich die beiden vornehmen Naturen Hand in Hand gegenüber; dann beugte sich der General respectvoll herab und drückte mit den Worten einen Kuß auf die Hand der Greisin: „Nur in Erfüllung eiserner Pflichten sind wir Soldaten zeitweilig gezwungen, so ist Herz dem Erbarmen zu verschließen!..."

Nachdruck verboten.

### Die deutsch-nationale Bedeutung der Wagner-Festspiele in Bayreuth.

Von Georg Winter.

Wie sehr auch heute noch, wie seit dem ersten Auftreten Richard Wagners, ein erbitterter Streit der Meinungen über Wesen und Bedeutung der neuen Richtung der Musik die gesammte musikalisch gebildete Welt in zwei große Lager theilen mag: einen großen Erfolg hat der Genius des „Zukunftskomponisten" mit Sicherheit schon errungen. Wenn bei Lebzeiten Wagners von seinen Begnern immer und immer wieder die Meinung geäußert werden konnte, daß nach dem Tode des Meisters sein Werk der „verdienten" Vergessenheit anheimfallen werde, der es nur durch eine fanatische Mode-Thorheit entrisen worden sei, so ist diese Meinung nunmehr durch die Thatsachen als endgültig widerlegt zu bezeichnen. Die größte organisatorische That, welche dem genialen Manne gelungen, die Begründung der Bayreuther Festspiele, ist so wenig mit ihrem Schöpfer zu Grunde gegangen, daß die allgemeine Theilnahme an diesen Bühnen-Weihfestspielen vielmehr von Aufschwung zu Aufschwung in zunehmender Proportio gewachsen ist. Langsam, aber sicher gewinnt die neue Kunstrichtung, welche hier dem deutschen Volke erwachen ist in immer weiteren Kreisen an Boden, sodas jetzt zum ersten Male der Versuch gemacht werden kann, die Festspiele in zwei auf einander folgenden Jahren zu unternehmen. Sie werden in diesem Jahre wie im verflohenen stattfinden.

Wird aber darum der Streit der Wagnerianer und Anti-Wagnerianer verstummen? Wir glauben es nicht. Ist doch auf jedem Gebiete geistiger Lebensthätigkeit das Neue immer nur in beständigem Kampfe gegen das Alte emporgeklimmt. Wer dächte, wenn er das leidenschaftliche Für und Wider über Wagners künstlerische Bedeutung vernimmt, nicht an jene erregten Kämpfe, welche dereinst durch die Beethoven'schen Symphonien in der musikalischen Welt entbrannt sind? Gab es nicht auch damals zahlreiche Stimmen gerade in den maßgebenden musikalischen Kreisen, welche die neuen Bahnen Beethoven's als Irrwege bezeichneten? Die „altklassische Schule", welche in den Traditionen Bach's, Händel's und Haydn's groß geworden war, meinte, in den Beethoven'schen Schöpfungen ein Ueberbpringen der der Musik gezogenen Grenzen sehen zu müssen, eben weil sie der Ansicht war, daß diese Kunst in den Werken der älteren Meister und Mozart's den höchsten, erreichbaren Gipfelpunkt erklommen habe. Heute ist die Geschichte der Musik über die kritischen Bedenken der damaligen Gegner Beethoven's längst zur Tagesordnung übergegangen. Die große historische Frage ist, ob der Gang der Dinge bei der Beurtheilung der Wagner'schen Musik derselbe sein wird. Unzweifelhaft hat Wagner der Musik neue Gebiete eröffnet, und ihr Aufgaben gestellt, welche in scheinbarem Widerspruch mit dem Wesen der früheren Musik stehen. Ist dieser Gegensatz aber ein wirklicher oder scheinbarer? Wieviel es doch schon heute sehr viele Anhänger der alten klassischen Musik, welche trotzdem, — oder nach ihrer eigenen Meinung gerade deshalb, — auch Wagner's Muse ihre Verechtigung zugestehen und ihr ein unvergängliches Fortleben auch in kommenden Jahrhunderten weisagen, während wieder andere jener Mittlaster, — und zwar gegenwärtig wohl noch die überwiegende Mehrtheit, — die Wagner'sche Musik nur für eine ganz vorübergehende Erscheinung halten, welche in ihrer Pflege nur eine Mode-Thorheit sehen, die Bayreuther Festspiele als eine solche verpöten, und mit aller Bestimmtheit behaupten, daß die Wagner'schen Werke nach kaum einem Jahrhundert „verdienter Vergessenheit" anheimfallen werden.

Wir sind weit entfernt davon, an dieser Stelle den Streit der Parteien entscheiden, oder auch nur unser eigenes Urtheil darüber abgeben zu wollen, welcher von ihnen dereinst der Sieg zufallen wird; ja, wir halten eine absolute und völlig objective Entscheidung dieser Frage darum gegenwärtig für völlig ausgeschlossen, weil Wagner's Natur in ihrer drohenden Einseitigkeit, in der vielleicht gerade ihre großartige Genialität liegt, das Urtheil der Zeitgenossen gewissermaßen mit Zauberhand gefesselt hat; wer nicht für ihn ist, der muß wider ihn sein, und darum werden alle Urtheile, die jetzt über ihn laut werden, soweit sie von kunstverständiger Seite ausgehen, nothwendig einseitig und parteiisch sein müssen. Aber gerade diese Thatsache selbst, daß Wagner die gesammte musikalische und einen großen Theil der unmusikalischen Welt in zwei einander mit Leidenschaft bekämpfende Parteien gespalten hat, ist ein absoluter Beweis dafür, daß keinem Schaffen eine ureigene,



Zu „Verfagt und erbeten“ von Botho von Preßentin. Von R. Kndtel. — Siehe Seite 91.

von den einen willig, von den anderen widerwillig anerkannte Bedeutung im geistigen und künstlerischen Leben unserer Zeit innewohnt, die ihm auch dann nicht wird abgesprochen werden können, wenn seine Werke wirklich in kommenden Jahrhunderten der Vergessenheit anheimfallen sollten. Selbst wenn Wagner in der Geschichte der Musik nur eine vorübergehende Rolle spielen sollte, für die Geschichte des geistigen Lebens des neunzehnten Jahrhunderts wird er für alle Zeit eine hervorragende Bedeutung beanspruchen dürfen. Denn nichts Unbedeutendes ist im Stande, eine so nachhaltige und tiefgehende Bewegung in dem Leben eines geistig hochbeachteten Volkes hervorzubringen, wie es die Wagnerische Musik gethan hat. Die historische Bedeutung ist Wagner und den Bayreuther Festspielen für alle Zeiten gesichert, selbst wenn kein musikalisches Streben ein Verstummen gewesen sein sollte. Denn nicht nur auf musikalischen Gebieten liegt diese Bedeutung; man wird Wagner's Wirksamkeit nie völlig gerecht werden, wenn man ihn nur als Componisten würdigt. Seine historische Wirksamkeit liegt vielmehr ebenso sehr in seinem poetischen Schaffen, in seiner erstaunlichen organisatorischen Begabung, in seiner philosophischen Weltanschauung; auf allen diesen Gebieten ist er eine für das neunzehnte Jahrhundert und speziell für die deutsche Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts im höchsten Maße charakteristische Erscheinung, eine Erscheinung, der geradezu eine nationale Bedeutung zugesprochen werden muß. Ueber diese aber muß sich ein Urtheil auch von einem Zeitgenossen gewinnen lassen, hier muß eine objective Werthschätzung möglich sein. Von diesem Gesichtspunkte aus läßt sich den Bayreuther Festspielen vielleicht eine neue, interessante Seite abgewinnen, welche in den bisherigen Anschauungen über dieselben, mochten sie von befreundeter oder gegnerischer Seite ausgehen, noch nicht zu der ihr gebührenden Geltung gekommen ist.

Wenn diese nationale Bedeutung Wagner's noch nicht durch den leidenschaftlichen Widerstand klar gemacht worden ist, den gerade die chauvinistischen Kreise Frankreich's ihm entgegenstellen, eben weil sie das instinctive Gefühl haben, daß keine Schöpfungen etwas spezifisch Deutsches innewohne, gegen das man als gesinnungsgläubiger Franzose notwendig Front machen müsse, dem muß die Erkenntniß dieser Thatsache mit voller Klarheit ausgehen, wenn er sich nur ein einziges Mal entschließt, seine Schritte nach Bayreuth zu lenken und das Leben und Treiben, welches während der Festspiele dort herrscht, zu beobachten. Mir wenigstens ist es so ergangen, als ich zum ersten Male den Festspielen beiwohnte. Ich war auf's Höchste überrascht und fühlte mich innerlich gehoben, als ich die völlige Umwandlung gewahrte, welche ein deutscher Künstler mit dieser kleinen alfränkischen Residenzstadt zu Stande gebracht hatte. Das Leben und Treiben in den Straßen der sonst so ruhigen und kleinstädtisch gearteten Stadt muthet den Beschauer an, wie ein Traumbild, welches an ihm vorüberzieht. Welch' reges und frisches Leben auf dem Bahnhofe, welcher ungeheure Verkehr auf den Plätzen und Straßen! Nicht als wenn man in eine kleine Mittelstadt von wenig mehr als zwanzigtausend Einwohnern einzöge, sondern als wenn man sich plötzlich mitten in das Treiben einer unserer Weltstädte versetzt sähe, so kommt man sich vor, wenn man aus der überfüllten Bahnhofshalle heraustritt. Alle Straßen sind festlich mit Fahnen geschmückt; man würde, auch wenn man es nicht wüßte, sofort gewahr werden, daß hier ein hohes Fest gefeiert wird. Denn nicht bloß die altersgrauen Häuser, sondern auch alle Menschen, welche in den Straßen herumwandeln, fahren und reiten, sie Alle haben gleichsam ein festliches Gesicht aufgesetzt; man sieht der Mehrzahl von ihnen

an, daß es die Begeisterung für eine von ihnen hochgehaltene Sache ist, die sie aus allen Himmelsgegenden hierher zusammengeführt hat. Aber nicht wie sonst ist es die Einholung einer Kürstlichkeit, oder die Feier irgend eines Schützen-, Krieger-, Turn- oder sonstigen Volksfestes, der zu Ehren die kleine Residenz ihr Festkleid angelegt hat; das Eine und Einzige, welches die festtägliche Stimmung und den festtäglichen Schmuck veranlaßt hat, ist — die Kunst. Wann ist solche Ehre und Feier früher der deutschen Kunst zu Theil geworden? Wann jemals früher ist es vorgekommen, daß man Hunderte von Meilen gereist ist, um einer dramatischen Aufführung beizuwohnen? Wie kläglich sind doch bisher alle mühsamen und redlichen Versuche, der deutschen Nation, ein National-Theater zu schaffen, gecheitert! Wie sind doch früher alle Mahnungen derer verhallt, welche dem Ziele, der deutschen Kunst neues und edleres Leben zu schaffen, unentwegt zustrebten! Nun, was seit Generationen für die deutsche dramatische Kunst erstrebt worden ist, das neue Musik-Drama, — sein genialer Schöpfer hat es trotz aller erforderlichen großen Opfer in kurzer Frist erreicht; auf diesem Gebiete haben wir jetzt in der That ein „National-Theater,“ eine Stätte, an der die edelsten Kräfte der ausführenden Kunst zusammenströmen, um deutsche Tonwerke in der höchsterreichbaren Vollendung zur Aufführung zu bringen. Unser jetziger Kaiser hat als Prinz vor mehreren Jahren ausgesprochen, was Tausende, die den Festspielen beiwohnt haben, mehr oder weniger klar empfunden und gedacht haben, wenn er sagte, es würde eine Schmach für das deutsche Volk sein, wenn diese Festspiele wieder eingingen; denn in gewissem Sinne seien sie für die Deutschen das, was die olympischen Spiele für die alten Griechen waren. Wenn ihnen vorläufig noch eine gewisse Einseitigkeit anhaftet, weil nur die Werke des einen Meisters, der sie geschaffen, zur Aufführung gelangen, so werden sie später ihren Charakter als „National-Theater der Deutschen“ noch deutlicher zeigen, wenn das Bayreuther Festspiel-Haus, wie es in dem Plane seines Begründers lag, sich später, wenn sein weiteres Bestehen gesichert ist, auch den Schöpfungen anderer Meister öffnen wird.

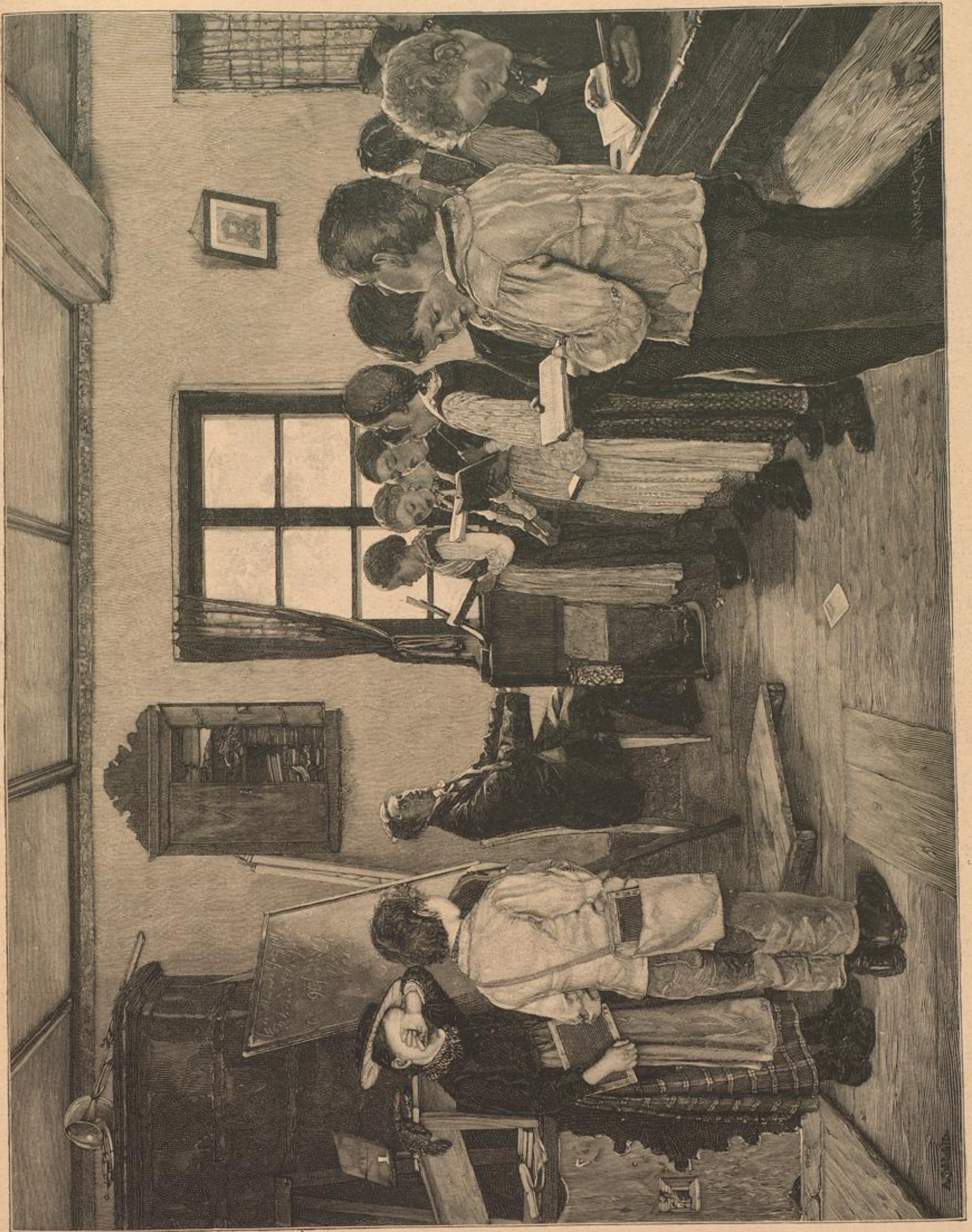
Aber auch jetzt schon ist Großes erreicht, auch jetzt schon bilden diese Festspiele, von dem musikalischen Werthe der Schöpfungen, die in ihnen zur Darstellung gelangen, vollkommen abgesehen, ein glänzendes Zeugniß für das staunenswerthe Organisations-Talent des „Componisten der Zukunft,“ wie er rühmend von den Einen, spötelnd von den Andern genannt wird. Denn auch jetzt schon bilden die Festspiele, trotz ihrer Einseitigkeit einen geistigen Mittelpunkt für große Kreise der künstlerischen und überhaupt der geistigen Aristokratie. Man würde sehr fehlgehen, wenn man annähme, daß nur, oder auch nur hauptsächlich, die Geld-Aristokratie sich hier zu einem Sport höherer Art zusammenfände, daß nur die mit Glücksgütern reich Gesegneten sich den Luxus einer „Bayreuth-Fahrt“ gestatten könnten. Wie oft hat man nicht gesagt, daß diese Festspiele niemals eine Sache des deutschen Volkes werden könnten, weil eben nur reiche Leute die damit verbundenen großen Ausgaben bestreiten könnten. Nun wohl, eine populäre Sache im Sinne der Vergnügungen des Tages können und werden sie niemals sein. Das ist auch nicht ihr Zweck; im Gegentheil, es lag in der Absicht ihres Begründers, ihnen einen von den künstlerischen „Unterhaltungen“ des Tages verschiedenen Charakter zu geben. Es sollte eben Jedem, der an diesen Festspielen theilnehmen wollte, bewußt bleiben, daß er sich zu etwas Außerordentlichem, von dem Alltäglichen Losgelöstem hier einfünde; er sollte Opfer bringen, um sich von Allem, was die Sorgen und Geschäfte des Tages mit sich

bringen, frei zu fühlen und nur der Kunst zu leben, so lange er an deren Stätte weilte. — Aber war das nicht bei den olympischen Spielen der Griechen ebenso der Fall? Mühten nicht auch da von den Theilnehmern erhebliche Opfer an Zeit und Geld gebracht werden? Gerade darin, daß sie auch von solchen gebracht wurden, welche sonst Opfer dieser Art scheuen müßten, lag ein gut Theil der nationalen Bedeutung dieser Spiele. So auch hier.

Freilich, wir wollen nicht leugnen, daß Manche der Theilnehmer Leute sind, welche des höheren künstlerischen Strebens und Verständnisses ermangeln und nur nach Bayreuth gehen, weil sie es für eine Art von Modesache halten und, — weil sie das nöthige Geld haben. Aber diese Leute bilden nicht nur nicht die Mehrzahl, sondern nicht einmal einen irgendwie hervorragenden Typus der Besucher. Den bei Weitem Meisten ist es Ernst mit der Kunst, ist deren reiner und ungeförter Genuß wirklich der einzige Zweck ihres Kommens. Neben dem bekannten Schriftsteller, der nach Bayreuth geht, um an den künstlerischen Leistungen Kritik zu üben, begegnet man auch dem schlichten Gelehrten, der vielleicht nur mit Mühe die Opfer zu bringen vermag, um sich diesen Kunstgenuß zu verschaffen, und auch einmal dem musikalischen Wettstreiter, den hier die besten Künstlerkräfte mit einander kämpfen, beizuwohnen; ja, auch der junge Musenjohn fehlt nicht; er benutzt vielleicht die Heimreise von der Universität, um hier erst einen Wehretag der Kunst mitzufeiern, ehe er nach Hause eilt. Und alle diese verschiedenen Kreise, sonst in ihren Lebensgewohnheiten wie in ihrer Weltanschauung so grundverschieden von einander, wie fühlen sie sich hier einzig in dem Bewußtsein, ein wirkliches Fest national-deutscher Kunst zu begehen, wie wahren sie in den festlichen Räumen des Theaters eine weiche, andächtige Ruhe, wie folgen sie gespannt dem künstlerischen Spiele, das sich vor ihren Augen entfaltet! Nichts von dem geschäftigen Lärm, dem lauten Gepolde, dem eiteln Prunken mit Toiletten, welches sonst in den Theatern so oft unangenehm stört. Niemand kommt zu spät, oder wer zu spät kommt, wird nicht eingelassen; Punkt vier Uhr werden sämtliche Eingänge des Theaters geschlossen und für Niemand wieder geöffnet. Man erzählt, daß ein einflußreicher Patron der Festspiele, der sehr namhafte Beiträge für ihr Fortbestehen zahlte, gleichwohl am Portal wieder umkehren mußte, weil er vier Minuten nach vier Uhr erschienen war. Man hat diese und andere Neußerlichkeiten, — wie die vollkommene Dunkelheit, welche beim Beginne der Vorstellung im Zuschauertraume hergestellt wird, — vielfach bespöttelt und als übertrieben und manirt verächtlich, wie ja auch die Neuerung des unsichtbaren Orchesters Gegenstand mannigfacher Spötteleien geworden ist. Mich dünkt, mit Unrecht. Alle diese scheinbar unbedeutenden Neußerlichkeiten tragen ein sehr Erhebliches dazu bei, die Aufmerksamkeit des Hörers ausschließlich auf das, was auf der Bühne vorgeht, zu concentriren und Alles, was diese Aufmerksamkeit ablenken könnte, zu vermeiden. Die absolute Dunkelheit des Zuschauer-Raumes macht jenes eitle Prunken mit Toiletten, das Vorknetzen und Kofettieren der Zuschauer unter einander, das den wahren Kunstfreund in anderen Theatern oft in hohem Grade stört, völlig unmöglich. Die einfache Folge ist, daß man sich längst abgewöhnt hat, für die Vorstellungen erst „große Toilette“ zu machen. Man geht in das Festspiel-Haus in dem einfachen Reife-Anzuge, in welchem man vielleicht soeben auf dem Bahnhofe angekommen ist. Denn nicht den äußeren Menschen, sondern den inneren will die Kunst, aber diesen auch ganz und ohne Abzug. Selbst das Erscheinen von Fürstlichkeiten in der Hofloge lenkt die Aufmerksamkeit nicht ab. Ovationen innerhalb des Festspiel-Hauses werden vermieden, sie würden auch sehr erschwert sein, weil man den Eintritt der zu Feiernden kaum bemerkt, da auch die Fürstlogge völlig dunkel ist. Ich wohnte im Jahre 1886 zufällig gerade der Vorstellung des Parsival bei (2. August), in welcher der damalige Kronprinz des Deutschen Reiches von Anfang bis zu Ende anwesend war. Im Theater selbst war davon so gut wie nichts zu merken. Erst in den Pausen, als man sich im Freien erging, wurden dem geliebten Thronfolger, der wiederholt auf dem Ballon erschien, begeisterte Huldigungen dargebracht.

Eben weil nun während der Vorstellung selbst die geistigen Kräfte der Mitwirkenden wie der Hörer in ungewöhnlichem Maße concentrirt werden, hat man verständiger Weise die Pausen ziemlich beträchtlich (auf etwa 1/2 Stunden), ausgedehnt. Dann strömt Alles hinaus, um sich in der idyllischen Umgebung des Festspiel-Hauses in der frischen Luft zu ergehen. Dann waltet hier ein buntes, reges Leben. Das wachsende Bedürfnis hat eine ganze Anzahl von Restaurationen, stehenden und liegenden, entstehen lassen, welche, leicht errichtet, eben nur für die Zeit der Festspiele vorhanden sind. Es ist eine Stadt außerhalb der Stadt. — Denn das Festspiel-Haus liegt etwa einen Kilometer von der Stadt entfernt, — welche sich hier in kurzer Zeit entwickelt hat. Zwei Stunden des Tages, während der beiden Pausen, concentrirt sich hier alles Leben des Festes, bis dann jedes Mal durch ein Trompetensignal das Zeichen zum Wiederanfang gegeben wird und das ganze bunte Leben wie ein Traumbild verfliehet, um der früheren Stille Platz zu machen.

Und wie hier die Stadt vor der Stadt, so sucht sich auch die kleine Residenz selbst den steigenden Anforderungen nach Kräften anzupassen. Eine Kleinigkeit ist es für eine Stadt von etwas über 20000 Einwohnern nicht, vier Wochen im Jahre täglich mehrere Tausend Fremde zu beherbergen. Aber das Festspiel-Comité hat hier eine ebenso umsichtige als rege Thätigkeit entfaltet. Ein Stück des Organisations-Talentes des begründenden Meisters ist auf dasselbe übergegangen. Die Hotels vermögen der Nachfrage natürlich nicht annähernd zu entsprechen, die besseren derselben steigern naturgemäß ihre Preise während dieser kurzen Saison zu einer für gewöhnliche Sterbliche unerschwinglichen Höhe. Dagegen kann man infolge des geschickten Waltens des „Wohnungs-Comité's“ in Privat-Häusern gut und verhältnismäßig wohlfeil unterkommen. Wenn man sich vorher bei diesem Comité anmeldet, so erhält man alsbald bei der Ankunft in dessen Geschäfts-Bureau eine Anweisung, auf welcher eine Anzahl von Privat-Logis in verschiedenen Preislagen (1/2—5 Mark pro Tag), verzeichnet sind. Kurzum, die kleine Stadt sucht der großen Zahl der Gäste auf alle Art und Weise gerecht zu werden. Auch für den gesteigerten Verkehr innerhalb der Straßen ist Sorge getragen. Man staunt, wenn man die lange Reihe von Wagen sieht, welche zwischen drei und vier Uhr in ununterbrochener Folge nach dem Festspiel-Hause hinausfahren. In der That hatte die Beschaffung der Wagen in den ersten Jahren ihre großen Schwierigkeiten, und diejenigen, welche man damals bekommen konnte, entsprachen keineswegs immer unteren modernen Anschauungen von Bequemlichkeit und Eleganz.



Das Morgenlied. Von Adolf Schlöblich. — Siehe Seite 95.

Kochkunst verboten.

Aus der Saison in Nizza.

Nizza, den 1. Mai.

Es ist sonderbar. Das Klima beginnt bereits sommerlich heiß zu werden, und man soll sich noch immer amüsiren. Es ist ein wenig viel, was man vom Gesellschafts-Menschen verlangt in dieser Stadt der Sonne und der Blumen, der internationalsten Gesellschaft und des sorglosen Lebensgenusses. Aber man muß seine Pflicht erfüllen und die Stunde der Erlösung geduldig erwarten: sie hat nun geschlagen.

Zum letzten Male habe ich im Cercle gefessen. — Das Menu ist noch immer vorzüglich, aber die Zahl der Tischgenossen hat sich merklich gelichtet. Zum letzten Male habe ich gestern den leichten Ballschuh und die weiße Binde tanzend und schwägend bis zum Morgengrauen benutzt.

Nun fahre ich ab, und gleich mir Hunderte: die Hühner halten nicht mehr, wie die Jäger zu jagen pflegen. Aber ehe mich der train de luxe dem rauhen Norden zuführt, — mein May ist seit drei Tagen reservirt, — eile ich, mein Versprechen zu erfüllen, und Ihnen Lesern über die entflohene Saison Bericht zu erstatten.

Sie war brillant; seit Jahren die beste. Die Statistik hat dies ganz ernsthaft an dem Mehrverbrauch von so und so viel Tausend Kilo Fleisch nachgewiesen. Monte-Carlo, — Nizza's reizvolle Schwester, die ich beklage es! der Sünde in die Arme gefallen, — hat es durch den Reingewinn von sechzehn Millionen Francs, welcher dem Fürstenthume zu Gute kommt, konstatirt. Die Gesellschaft lieferte sich den Beweis selbst; täglich und stündlich.

Da waren vor Allem zweimal zwei Blumenschlachten. Von gutem Wetter begünstigt, rollten hunderte von Wagen in Blumen vergraben, mit lachenden, lebenswürdigen Frauen besetzt, die nicht müde wurden, die duftenden Kinder des Frühlings mit Grazie und Kraft schleudernd zu vertheilen, die Promenade des Anglais hinab. Wehe dem Umlindhute, der sich blicken ließ; unbarmherzig vernichteten Loveloken und Rosen seinen schimmernden Glanz!

Da waren ferner Matineen, Välle, Empfänge, Soiréen und Theater-Festlichkeiten in Halle und Fülle, von Dilettanten-Concerten und Wohlthätigkeits-Vorstellungen ganz zu schweigen.

Die Bicentiese Vigier, — die frühere Opern-Sängerin Sophie Cravier, eine geborene Hannoveranerin, — sang (im Alter der Ristori), — das Gretchen, und wurde mit Blumen überschüttet. Auch mit Beifall: die Armen erhielten dreizehntausend Francs Reingewinn! Die Schönheits-Concurrenz erzielte dagegen keinen Erfolg. Niemand von der Gesellschaft interessirte sich für dieselbe. Das Comité löste sich auf. Die Preisrichter urtheilten nach dem Worte: unter den Blinden ist der Einäugige König. Das Ganze war das Unternehmen eines Speculanten, dem das Handwerk gelegt sein dürfte.

Die sogenannte weiße Redoute, ebenso die rothe, verliefen glänzend. Trotz der Eintönigkeit der Farben boten sie reizende, lebensvolle Bilder und viel Unterhaltung und Intriguen, als sich die mit Damen der Gesellschaft besetzten Logen leerten, und man unter so mancher weißen oder rothen Maske für Augenblicke den lachenden Mund einer Dame erschauen konnte, die man am Tage vorher auf der Präfectur, oder auf dem Ballo des Herzogs von Pomor gesehen.

Vespereer war entschieden das Haupt-Ereigniß der Saison. Im Palais Tiranny hatte sich, der Einladung der Lady Caithness, Herzogin von Pomor folgend, die Crème der Gesellschaft eingefunden. „Le costume tout blanc sera de rigueur.“ Es war ein außerordentlich glänzendes Fest. Die Herzogin trug ein Vermögen von Brillanten zur Schau, und der Herzog führte mit großer Geschicklichkeit einen Cotillon, der bis früh sechs Uhr dauerte.

Auch in den schönen Räumlichkeiten der Präfectur entfaltete sich lebendiges Treiben, wenn Madame Arjone Henry mit großer Sicherheit und Liebesswürdigkeit Nachmittags oder Abends empfing, und Engländer, Deutsche, Russen und Amerikaner zum Klange der Wiener Musik in sorglosem Reigen dahinwagelten. Gott sei Dank! man blieb bei diesem fröhlichen Anblicke verjüngt von politischen Problemen und freute sich, daß man keinen Schönheits-Preis zu vertheilen hatte. Embarras de richesse. — man wäre wirklich in Verlegenheit gerathen!

Unter dem Patronate der Königin von Württemberg fanden mehrere Concerte und Bazarre von Besten eines deutschen Kranken-Hauses und der deutsch-evangelischen Kirche statt. Unser Landsmann, der trotz seiner kosmopolitischen Bildung gut deutsch gebildete Herr Ralph Schropp, arbeitet seit Jahren an gleichem Zwecke und widmet demselben Zeit und Geist, ohne deshalb die Vervollständigung seiner berühmten Gallerie alter Meister zu vernachlässigen.

Der spanische Consul, Monsieur Gombart, besitzt eine nicht minder werthvolle Gallerie moderner Meister, in welcher sich viele Rosa Bonheurs, zwei große Alma Tademas, Bonnais, — Spanier, Franzosen und Deutsche (zwei kleine Maratis), — zum Theil ersten Ranges befinden.

In Monte-Carlo und am Baccarat-Tische unseres Clubs entwickelten sich nicht minder interessante Bilder, als auf dem glatten Parkett der Ballsäle. Da sah man Sarah Bernhardt mit großem Chic an der Boulette Tausende verlieren, — eine Reclame so gut wie eine andere — während der Prinz von Wales mit großer Lebhaftigkeit dem trente et quarante folgte. An einem anderen Tische saß die Baronin von Juylen, geborene von Rothschild, die trotz ihrer Revenuen von rund fünf Millionen, nur zaghaft mit den Goldstücken pointirte, — während Jim Bennett, der amerikanische Millionär den grünen Tisch in Monte-Carlo nur verließ, um im Cercle de la Méditerranée in Nizza wie ein deus ex machina zu erscheinen und die Bank zu sprengen.

Zu all' diesem leichten, amüsanten Treiben bildete das Haus der Gräfin von Chambrun einen wohlthuenden Contrast. Hier haben die Russen ihre bleibende Heimstatt. Abends hieher versammelte sich hier ein gewählter Kreis und lauschte den Klängen der Harfe, des Gesanges, oder dem Zauber Wagner'scher Musik, welche die Gräfin leidenschaftlich liebt. Auch in Paris treibt sie diesen Cultus, und das Palais Conde, in welchem sie residirt, ist der Versammlungsort bedeutender Männer und vornehmer Frauen.

Es wird spät, — und wie viel hätte ich noch zu erzählen! Aber hat der alte Hesiod nicht Recht, wenn er sagt: die Hälfte ist mehr als das Ganze?

Graf Gardenia.

Noch jetzt sieht man unter den stattlichen Cavibagen ab und zu eines jener vorhinmuthlichen Gefährte, welche dereinst hier den Verkehr vermittelten. Aber im Großen und Ganzen ist das Bedürfnis gedeckt, indem für diese Wochen von Nah und Fern, aus kleineren und größeren Städten, zahlreiche Staats-Karossen herüberkommen. Auf diese Weise gewinnt das Städtchen während der Festwochen nach jeder Richtung hin ein völlig verändertes Aussehen.

Ist dies Alles, — von der musikalischen Bedeutung der Sache ganz abgesehen, — nun nicht ein ganz zwingender Beweis für die Organisations-Kraft Wagner's, für seine Fähigkeit, die mannigfachen Kräfte nach Einem großen Ziele hinzulenken? Es hiesse eine Geschichte der Bayreuther Festspiele schreiben, wollte man die Beweisführung hierfür erschöpfend vervollständigen. Das Resultat bleibt bestehen: hier zum ersten Male ist es einer deutschen Kunstrichtung gelungen, einen wirklich nationalen Mittelpunkt zu finden.

Liegt nicht aber in dem Erfolge dieser Organisations-Arbeit zugleich auch ein Beweis, daß der, der sie vollbracht, doch auch zugleich noch etwas ganz Anderes gewesen ist, als ein großer Organisator? Daß der Zweck, für den er die Organisation schuf, daß die Kunst, der er hier zur äußeren Darstellung verhelfen wollte, tiefinnerliche, gewaltige und ideale Kräfte enthalte? Wäre ohne dies dieser Erfolg auch nur denkbar gewesen? Muß nicht in seinem ganzen Schaffen ein Element enthalten sein, welches in weiten Kreisen des Volkes tiefen Verständnisses und innerer Uebereinstimmung sicher war? Wir sagten es schon, daß wir dieses Element nicht ausschließlich, ja vielleicht nicht einmal vorzugsweise in seiner Musik erkennen. Ich kann mir sehr wohl vorstellen, daß selbst ein leidenschaftlicher Gegner Wagner's durch eine Bayreuther Aufführung, wenn auch nicht belehrt, so doch tief ergriffen wird, und zwar nicht bloß durch die geradezu grandiosen Leistungen der ausführenden Künstler, der ersten musikalischen Größen aus ganz Deutschland. Dieser ganz eigenthümliche Zauber, der jeden unbefangenen Hörer gefangen nimmt, liegt vielmehr in dem einheitlichen, tiefdurchdachten künstlerischen Ganzen, in dem harmonischen Zusammenwirken alles Dessen, was der künstlerische Genius hervorbringt, in dem Interesse an dem Gegenstande, welcher der Kunstschöpfung zu Grunde liegt, mit einem Worte: die großartige dramatische Begabung Wagner's ist es, die seinen Schöpfungen auch für diejenigen einen unentbehrlichen Zauber verleiht, die mit seinem musikalischen Streben nicht einverstanden sind. Nicht in dem, was er mit der alten Oper gemeinsam hat, liegt seine großartige Bedeutung, sondern in dem, worin er bewußt und grundsätzlich von ihr abweicht. Man thut ihm bitter Unrecht, wenn man ihm vorwirft, daß seine Musikdramen der Fülle von Melodien ermangelten, welche die alte Oper auszeichnet. Das Musik-Drama ist eben keine Oper und will keine sein. Es ist ein Drama, in welchem diejenigen tiefsten seelischen Regungen, für die es einen Ausdruck durch Worte nicht mehr giebt, in Tönen wiedergegeben werden. Aber Alles ist eine Einheit: die Handlung, das Dramatische ist es, dem sich Alles unterzuordnen hat, nicht die Musik. Während in der alten Oper Text und Musik oft fast unvermittelt neben einander herlaufen, die Musik das Alles Beherrschende ist, was über die Unmöglichkeiten und Unwahrheiten der Handlung und des Textes hinweghelfen muß, sind hier Handlung, Text und Musik eine untrennbare Einheit: es liegt darum in dem Ganzen eine innere Harmonie, eine tiefere Wahrheit, die der „Oper“ mit wenigen Ausnahmen mangelt. Die alte Oper wirkt, selbst in ihren hervorragendsten Erzeugnissen, nur durch die Macht der Musik, trotz des Textes. Die Handlung ist oft eine geradezu störende Beigabe. Bei aller Schönheit der Musik liegt in dem Kunstwerke der alten Oper, als Ganzes betrachtet, eine innere Unwahrheit, welche sie nie völlig überwunden hat, die aber in den Wagner'schen Musikdramen völlig überwunden worden ist. Es ist hierfür sehr bezeichnend, daß fast alle unsere Opern-Componisten ihrer Musik Handlung und Text aus der Hand eines Anderen zu Grunde legen konnten; in Wagner'schem Drama mit dem Libretto eines Anderen ist etwas schlechthin Unabwendbares. Text und Musik sind Eines, untrennbar mit einander verbunden. Es ist ein wirkliches Drama, in dem sie zusammenwirken.

Gerade diese dramatische Begabung Wagner's ist zugleich eine echt nationale; der Gegenstand, den er zum Objecte seiner Kunst gemacht hat, die Empfindungen und Anschauungen, die in seiner Kunst wirken und leben, sind ferndeutsch von Grund aus. Niemand hat den tiefen Sinn und den innersten Grund unserer deutschen Sage klarer empfunden und überwältigender zum Ausdruck gebracht, als Richard Wagner. Es ist ein echt historischer Geist, der uns aus seinen Werken entgegenweht. Wie Gustav Freytag in der Literatur, so hat es Richard Wagner in seinem Musikdrama unübertrefflich verstanden, uns den eigenthümlichen, ureigenen Geist unserer nationalen Vergangenheit, ihrer Sage wie ihrer Geschichte, in unvergänglichen, greifbaren Gestalten zu versinnbildlichen. In meisterhaften Zügen hat er die transcendental-religiöse Anschauung der Minnesänger-Zeit und ihren stets ungelösten Conflict mit der dämonischen Sinnlichkeit zum allgemeinen bewußten Verständniß gebracht. In diesem Sinne kann der Tannhäuser nur dem Faust an die Seite gestellt werden: beide sind Dramen der Idee, wie sie nur der tiefinnige Genius des Deutschen zu schaffen vermochte. Darin beruht eine der eigenthümlichsten Fähigkeiten Wagner's, daß er den Ideen, welche er zur Darstellung bringen wollte, in den großen Gestalten unserer heimischen Sage eine allgemeinverständliche Verkörperung geschaffen hat. Hätte er kein anderes Verdienst, als daß er diese dem Gedächtnisse lange entschwundenen Gestalten der nationalen Sage dem Volke dauernd wiedergewonnen hat, so wäre ihm schon deswegen ein Platz in der Geschichte des nationalen geistigen Lebens gesichert. Daher die Begeisterung, welche Wagner auch bei den niederen Schichten unseres Volkes gefunden hat. Es ist ein Stück echten nationalen Geistes- und Gemüthslebens, welches das Volk mit Recht in Wagner's Schöpfungen wiedererkennt. Die Wagner'schen Dramengestalten sind Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein. Man gehe nur in unsere Opernhäuser, wenn eine Wagner'sche „Oper“ aufgeführt wird, und beobachte einmal, mit welcher Spannung und welchem tiefinnerlichen Interesse gerade die an solchen Abenden immer dichtgedrängten Scharen auf der Gallerie und den anderen wohlfeileren Plätzen dem Gange der Handlung folgen. Für sie ist es nicht die Musik, deren Schönheiten sie kaum voll zu verstehen vermögen: das Interesse an dem Gange der Handlung, an den wahrhaftigen und lebendigen Gestalten, an ihrem Schaffen und ihrem Schicksal, die tiefe Wahrheit und Harmonie des Kunstwerkes, das ist es, was sie anzieht. Jawohl, Wagner ist populär geworden, mehr als irgend ein anderer Componist, denn er hat die Fühlung mit dem Herzen des Volkes gefunden und in allen seinen Schöpfungen an den Tag

gelegt. Was wußte man im Volke vor Wagner's Auftreten viel von dem Sängerkriege auf der Wartburg, wer kannte die Sage vom Parsifal und dem Gral, wer die von Lohengrin? Wagner's Verdienst ist es, wenn sie heute dem deutschen Volke liebe Vertraute geworden sind. Darin liegt die eminent nationale Seite seines Schaffens, und in diesem nationalen Charakter seiner Werke liegt die hauptsächlichste Ursache, weshalb die Franzosen so leidenschaftlich Opposition gegen ihn machen. Die Musik allein ist es nicht, gegen die sich diese Opposition richtet: Beethoven und Mozart, Bach, Händel und Haydn sind auch Deutsche, und doch beherrschen ihre unsterblichen Werke das musikalische Leben in Frankreich ganz ebenso wie in Deutschland; ihre Musik ist international, ihre allgemeinen und tiefen Gesetze spotten der nationalen Begrenzung. Wagner aber ist deutsch und nur deutsch in seinem Schaffen, darum haßten ihn die Franzosen, darum aber wollen wir Deutsche uns auch freuen, daß seiner Kunst in dem Festspiel-Hause zu Bayreuth eine würdige und bleibende Stätte geschaffen ist, die zu erhalten und zu pflegen eine Ehrenpflicht unserer Nation ist.

Kochkunst verboten.

Selbstherrlich.

Studienblatt von Alfred Friedmann.

Auf allen Zweigen und Aesten des Thiergartens lag Schnee. Wie ein Zaubermärchen, nahm sich das Alles aus. Es war eine glühende Pracht, und ein prächtiger, schneeweißer Glanz.

Da vernahm ich still Wandernder knisternde Schritte, und eine einkame Frauengestalt schritt an mir vorbei.

Ich sah ihr nach und erkannte sie an dem eigenthümlich schwebenden Gange, dem ich vor langen, fernen Jahren so oft hoffnungsbang und vergebens nachgeschlichen.

Ellen war's.

Ich hatte sie seit so manchem ereignißschweren Winter nicht mehr gesehen.

Ellen war ein hochherziges, stolzes, verwöhntes Kind. Wenn ich mich recht entsinne, habe ich sie vor fünfzehn Wintern geliebt. Aber sie mochte nichts von mir wissen.

„Nie und nimmer werde ich mich einem Manne beugen!“ rief sie, als ich ihr einst von Liebe und Hochzeit und Heirath sprach.

„Ihr seid Alle Tyrannen,“ fuhr sie fort, „und wollt aus uns Euer Werkzeug und Spielzeug machen. Ihr wollt uns unterjochen und beherrschen. Wir dürfen keine Meinung mehr haben, als die hochwerthe Eure; wir sollen unser Ich abwerfen wie eine Schlangenhaut und dafür Euer schäpferwerthes Du anziehen, wie eine neue Tricot-Taille. Alles was eigenartig, selbstwerthig, original an uns ist, das sollen wir opfern, — ja, wir sind das Opfer, welches an dem Hochaltar der Ehe abgeschlachtet wird! Aber ich bin anders, anders als Alle. Ueber mich hat nichts Macht! Eine alte Jungfer? Gut! Ich will eine alte Jungfer werden. Besser eine originelle alte Jungfer, als ein schablonenhaftes Dupendweib. Selbständig, selbstherrlich will ich sein! Herrlich denke ich mir das; frei, ungebunden und dabei doch innerhalb der Jänne der Pflicht, des Gesetzes, der Sittlichkeit durch's Leben zu wandeln, über dem Sein zu schweben, Niemandes Sklavin, Niemandes Herrin sein, — nein, frei, Niemandem unterthan! Eigener Neigung gehorchend; gehorchend allerdings, aber nur dem ureigenen Charakter!“

Was sollte ich da erwidern? Daß die Liebe all' das auflöst, wie ein Eimer Wasser eine Flamme, oder wie ein Schwamm eine Tafel-Schrift? Doch sie liebte mich ja nicht!

Aber es kam Einer! Der war unwiderstehlich, weil sie ihn liebte! Er war vielleicht nicht schön; sicher ist, daß er nicht geistreich war, denn ich kannte den lieben Freund nur zu genau. Er hatte etwas, was sie berückte, was, — damals, — zu ihr stimmte, wie ein Ton zum andern, wie eine Farbe zur andern. Er kam, sie hörte ihm zu, und sie lag an seinem Herzen. Und er beugte sich zu ihr nieder und löschte aus alle Selbstherrlichkeit, alle Selbständigkeit, alle — Originalität, alle Freiheitswilligkeit mit seinem ersten Kusse.

Ich glaube, sie verlebte den goldenen Flitterzeiten. Ich sah den Freund oft, und er erzählte dem Neidlosen sein Glück. Doch — ich traute, glaubte ihm nicht recht. Und es nahte ein Tag, da zeigte sich, weiß Geistes Kinder die Beiden! — Sie waren im Theater gewesen und schlenderten durch die elektrisch beleuchteten Hauptstraßen nach Hause. Ellen lobte diese und jene Theaterdame, sie bewunderte ihr Spiel, ihre Kleider, ihre Brillanten. Sie lobte das freie, ungebundene Leben des lustigen Schauspielers-Völkchens und redete eine Menge Dinge daher, von denen sie nur eine unvollkommene Ahnung, sicher keine tiefere Kenntniß hatte. Ihr Gatte entgegnete Jenes und Dieses; es sei doch nicht Alles so goldig, als es glänze, und sie meinte, er sei ein Philister. Da gab ein Wort das andere, ein Vorwurf den anderen, und während sie Arm in Arm durch die schönen, glatten, belebten Straßen schritten, entfernten sich ihre Herzen, und ein Abgrund that sich zwischen ihnen auf. Sie sahen plötzlich ein, daß sie zwei wildfremde, gar nicht zu einander gehörige Wesen seien, und als sie endlich in ihrem Heim angekommen, ach, — da sanken sich die Thoren nicht in die Arme. Nein, sie schmolten. Und daß die Frau schmolte, schmolten konnte, daß sie nicht die Nachgiebigere, daß sie nicht die Klügere war, entfreundete ihr das Herz ihres ja auch thörichten Gatten. Und so wandelte sie liebeleer, — nach dem ersten Jan!

Aber sie war nicht verlassen. Nach wenigen Monden wiegte sie ein Kind auf ihren Knien. Sie vergaß Alles um sich her. Die Eltern, den bösen Mann, der ihr selbst jetzt nicht wieder gut werden wollte, den Tanz, das Theater, die Welt. Sie lebte nur in dem süßen Engelsgeschöpfchen, dem herzigen, kleinen Püppchen, mit dem sich ganz anders spielen ließ, als mit ihren einstigen Modepuppen, denn bald gab es Antwort, stellte es Fragen; es zappelte so reizend in seinem Bade, es wälzte sich so zierlich in seinem Bettchen. Sie war seine Magd, seine Dienerin; sie ließ, wenn es deutete, flog, wenn es die rothigen Lippen kränkelte und ein Thränchen in das blaue Auge stieg. Eines Nachts aber, da kamen die Engel des Herrn. Zwar wurde der Arzt geholt, aber er er schien viel zu spät. Zwischen einem Lächeln und einem Seufzer flog das erdenmüde Ding auf den weichen Flügeln zweier Engel, die es gen Himmel hielten und wiegten, fort, weit fort von der Mutter, die nun stand vor dem ersten Grabe.

Und da wandelte Ellen an mir vorüber! Wo ist jetzt Deine Selbstherrlichkeit, Deine Selbständigkeit, arme Geliebte ferner Jugendtage? Nichts hatte Macht über Dich, nichts, und Niemand war Dein Herr! — Ach, Du vergahest das Schicksal und den eigenen Charakter!

# Verschiedenes

Nachdruck aus im Einzelnen verboten.

**Mailäfer.** Von G. Schachinger. Siehe das Bild, Seite 89. — Ein sehr patriotischer Franzose hat neuerdings bekanntlich die Entdeckung gemacht, daß die Mailäfer eigentlich zu den Erzfeinden Frankreichs zu zählen sind, weil sie — schwarzweiße Zeichnung an sich tragen. Es wird nicht lange dauern, so wird man die Mailäfer in Frankreich schlechtweg „Prussiens“ nennen. Nun, die Feinde unserer Feinde sollen nicht immer unsere Freunde sein; wir wollen den Mailäfer nicht deshalb unter unseren besonderen Schutz stellen, weil der patriotische Franzose ihn als „preußenfärbig“ denuncirt hat. Wir wollen ihn vielmehr weiter schütten, und ihn den Schweinen und Hühnern zum Fraße vorwerfen, wenn er uns unsere Bäume laßl frißt. Aber unsere Kinder werden ihn auch weiter als einen unvermeidlichen und willkommenen Boten des Frühlings betrachten, mit ihm spielen, und dazu das alte Mailäfer-Liedchen singen, dessen Sinn wohl Niemand mehr enträthseln kann:

„Mailäfer flieg!  
Der Vater ist im Krieg,  
Die Mutter ist in Pommernland,  
Pommernland ist abgebrannt:  
Mailäfer flieg!“ —

**Das Morgenlied.** Von Adolf Schlabig. Siehe das Bild, Seite 93. — Der alte Dorfschul-Lehrer auf dem köstlichen Bilde von Adolf Schlabig ist ein Mann von jener echten Herzens-Edelmüthigkeit, die jeden Schimmer von gemachtem Wesen vermeidet, die sich aber als die einzige Stütze in allen Aufsetzungen und Stürmen des Lebens bewährt. Er folgt nicht nur einer Vorschrift seiner Vorgesetzten, wenn er den Beginn der Schulstunden mit einem im frischen Chor gesungenen geistlichen Liede feiert, er folgt seinem eigenen Bedürfnis. Aus voller Brust singt er das Lied mit, daß er am Klavier begleitet, und er hat dabei auch seine unschuldige weltliche Freude an den hellen Kinderstimmen, die so gut zusammenklängen. Auch den Gesichtern der Kinder sieht man deutlich an, daß ihnen die Eröffnung der Schulstunden eine liebgeordnete Gewohnheit ist. Nur zwei scheinen das Ende des Liedes mit bösen Borahnungen abzuwarten. Sie stehen bei Seite, und das halb-wüchsige Mädchen schluchzt sogar herzbrechend, trotzdem es doch gewiß ein fröhliches Lied zum Lobe des Herrn ist, mit dem der alte Dorfschul-Lehrer die Stunde beginnt. Das böse Gewissen scheint Beide zu mahnen. Wahrscheinlich haben sie sich, und nicht zum ersten Male, auf dem Wege zur Schule verspätet, und sie müssen fürchten, daß es mit einer bloßen Ermahnung nun nicht mehr sein Bewenden haben wird. Oder sie haben den Vers nicht beherzigt, der schön geschrieben die Wandtafel schmückt: „Ein Rindesberg soll sein, wie die Lilie so rein“, und müssen bei Seite stehen, weil sie den Lehrer angelogen haben. Solcher Möglichkeiten giebt es gewiß noch mehrere, denn die Unarten der Schulkinder sind ja zahlreich, wenn auch nicht eben so gleichförmig wie Sand am Meere. Aber wir können dem guten und doch ernsten Gesicht des Lehrers vertrauen, daß es seinem Erziehungswerke glücken wird, auch diese beiden verirrten Schafe noch auf den rechten Pfah zu führen.

**Paul von Szepeparósi.** Zu dem Portrait, Seite 96. — Der Verfasser der in der letzten Nummer der Illustrirten Frauen-Zeitung veröffentlichten, eigenartig pikanten kleinen Erzählung „Die wandernde Psyche“ ist unserem Leserkreise längst kein Fremder mehr. Seit Jahren gehört Paul von Szepeparósi zu den treuesten Mitarbeitern unseres Blattes. Schon die erste Erzählung, die er an dieser Stelle veröffentlichte, die reizvolle Circus-Geschichte „Die Todesbrüder“, ließ das hervorragende Talent des jungen Autors in seiner ganzen Originalität und Feinheit erkennen. Noch gereifter und durchgebildeter tritt seine Begabung in seinen späteren Erzählungen hervor, vor Allem in der prächtigen Berliner Geschichte „Die Halzgräfin“, der unsere Leserinnen sich sicher noch mit Freude erinnern werden, und die auch bei ihrem Erscheinen in Buchausgabe von Kritik und Publicum als eine der hervorragendsten Erscheinungen der zeitgenössischen Belletristik begrüßt wurde. Ein neuer Novellenband Szepeparósi's, unter dem Titel „Wächterne Herzen“ soll in den nächsten Wochen herausgegeben werden. Wie so viele unserer beliebtesten Schriftsteller hat auch Szepeparósi die Feder für das Schwert eingetauscht. Vielleicht ist der Armee in ihm ein tüchtiger Offizier verloren gegangen, — die Literatur hat jedenfalls gewonnen, daß er sich gänzlich den Mufen gewidmet hat. Szepeparósi, der gegenwärtig in Leipzig eine Redakteurstelle an einem angenehmen Familienblatte bekleidet, steht erst in der Mitte der Dreißiger; es ist also zu hoffen, daß er uns noch manche Frucht seines frischquellenden und ursprünglichen Talentes, dessen Hauptvorzüge neben einer ungezwungenen Fabulierungskunst in meisterhafter Beherrschung der Form und einem packenden Charakterisierungs-Vermögen zu suchen sind, schenken wird.

# Kunstgewerbliches

Nachdruck verboten.

Die Blumen im Kunstgewerbe. — Welchen Reiz Blumen und Blüten auf jeden Menschen ausüben, darüber braucht man keine Worte zu verlieren; hierin sind auch die Menschen aller Zeiten, soweit wir von ihnen Kenntniz haben, sich gleich gewesen. Es genügt aber denselben nicht, sich bloß an der Blumenpracht der Natur zu erfreuen, sie suchen Alle mit mehr oder weniger Kunst davon in den Werken ihrer Hände, in den Producten ihrer handlichen Geschicklichkeit Gebrauch zu machen.

Die Antike hat uns im Großen und Ganzen nur wenig überliefert, was uns einen Begriff von der Blumen-Frendigkeit ihrer Künstler giebt. Einzelne Fries-Verzierungen an den Tempeln, die bekannten Wand- und Vasen-Malereien, dann Silbergeschirre, deren Typus der Hildesheimer Fund vertritt, das ist Alles; aber das Wenige ist ausreichend, uns mit hoher Achtung vor dem feinfühlgsten Sinn zu erfüllen, mit dem man den lustigen Kindern der Natur in ihren Erscheinungsformen nachging, und diese für decorative Zwecke verwendete. Welche unendliche Fülle von Mannigfaltigkeit zeigt sich in der Behandlung des Mantus, und mit welcher staunenswerthen Erfindungsgabe verstand man es, diesem Naturgebilde immer

neue künstlerische Formen abzugewinnen, in wie zahlreichen und immer neuen Gestaltungen tritt uns das Palmenblatt entgegen, und welch köstlicher Naturforn zeigt sich in den Wasserpflanzen und ihren Blättern, welche den großen Mischtrug aus dem Hildesheimer Fund schmückend umkleiden.

Die Ausschmückung der Bauen zeigt in der Anordnung und Auswahl der Ornamente eine vollständige Grammatik des Pflanzen-Organismus und seiner practischen Verwendung für die Zielerkunst. Die aufwärts treibenden Blätter des unteren Theiles des Gefäßkörpers lassen denselben wie aus einem Blätterfelde emporsprossen, der Hals ist mit Blumenkränzen umwunden, die je nach der Bestimmung des Gefäßes als Fuß- oder Schößgefäß, nach aufwärts streben oder abhängen, die Hängel erscheinen mit lustigem Rankengewinde an den Gefäßkörper gebunden.

Einen merkwürdigen Contrast in der Vorliebe für Blumen stellt das Mittelalter dar. Der Garten in unserem Sinne als notwendiger Annex jedes größeren Hauses, kunstvolle Anlagen, wie sie die Römer an und bei ihren Villen liebten, waren unbekannt; aber trotzdem hielten die Lieber der Minnefänger wider von Maienlust und Blüthenduft, und die Hände der Steinmetzen meistelten die Kinder der Flora in allen Formen und Gestalten an die Gesimse und Krönungen der Rathhäuser und Kirchen.

Bewußt und unbewußt nahm die Renaissance die antike Verzierungsart auf, bildete ihre lustigen Pflanzen-Arabesken, verband sie mit animalischen Motiven zu den bekannten Grotesken, und schuf eine neue Art der decorativen Kunst. Unabhängig von der realen Erscheinung der Pflanzen und Blüten gab sie ihnen neue Formen, neue Farben, eine ideale Darstellung, in der der pflanzliche Organismus nur soweit in Betracht kam, als die künstlerische Logik es erforderte. Das Alles konnte aber nur eine Zeitlang dauern. Die Freude an der Natur und ihren Erscheinungen war zu lebendig, der Eindruck der Gebilde der Natur in Form und Farbe zu mächtig, und die Empfänglichkeit für diesen Eindruck zu groß, als daß man in der Kunst immer nur mit dem stilisirten Schema sich begnügen sollte, — und so konnte Ghisberti mit den prächtigen Blumenkränzen, mit denen er die berühmten Bronze-Thüren in Florenz umrahmte, einen Ton anschlagen, der wie heller, weißschallender Frühlingsgong überall begrüßt und verstanden wurde. Mit dieser naturalistischen Durchbildung der Pflanzen- und Blumenformen ist ein Aufstoß gegeben worden, der, leicht verständlich wie er war und den Tendenzen der Zeit entsprechend, in sich selbst seine Berechtigung und die Gewähr seines Erfolges hatte.

Eine kurze Hemmung erlitt die von Ghisberti eingeleitete Bewegung in der mehr natürlichen Nachbildung der Pflanzen- und Blumenformen, durch die Einführung orientalischer, namentlich persischer Motive, als deren vorzüglichstes die Rulle gelten muß, die in der gesammten Decoration, und namentlich in der Sidererei, eine bevorzugte Stellung bekam.

Recht klar läßt sich die Darstellung der Pflanzenwelt im Geschmacke der Zeiten und Völker an den Geweben verfolgen. Während das späte Mittelalter fast ausschließlich die Granatapfel-Musterung cultivirte und hierin sich kaum erschöpfen wollte, treten mit der Renaissance die kleinen Pflanzen- und Blütenformen in den Vordergrund. Es ist vor Allem das Streublumen-Motiv, das in unendlich vielen Variationen die Seidenweberei beherrscht, wobei allerdings zunächst noch eine naturalistische Bildung vermieden wird; aber man kann aus einzelnen dieser Variationen schon deutlich ersehen, daß die ganze Strömung einer mehr natürlichen Darstellung zutreibt. Einzelne Nelken- und Lilienblüthen stehen schon ganz auf naturalistischem Boden, und als dann mit den letzten Resten des mittelalterlichen Granatapfels gebrochen und ausgeräumt war, traten an deren Stelle die hängenden Blumenbüschel, die über die Ziele der neuen Richtung keinen Zweifel mehr ließen.

Die Führerschaft trat nun Italien an Frankreich ab, welches in den Lyoner Seidengeweben die naturalistische Blumen-Musterung auf jede Art begünstigte. Blumen und Spitzen sind die charakteristischen Webemuster des siebzehnten Jahrhunderts, und der Einfluß dieser Musterung macht sich schließlich auf fast allen Gebieten des Kunstgewerbes geltend.

Die Blüthezeit der Blumen-Decoration bildet aber das achtzehnte Jahrhundert mit seinen geklärten Seidenstoffen und Kattunen, seinen Buntpapieren, seinen Fahencen- und Porzellan-Gefäßen und seinem Silbergeschmuck mit Diamanten.

Zunehmend suchte der Musterzeichner sich directe Vorbilder aus der lebendigen Natur aus, um damit seine Gewebe und Siderereien zu verschönern; Kattune und Buntpapiere bedeckten sich mit Blumen- und Blüten-Motiven, die Fahencen und Porzellane können wir uns ohne Blumen gar nicht denken, und die zierlichen Sträußchen aus Silber, mit blühenden Diamanten besetzt, sind der charakteristische Schmuck des Rococo.

Man würde aber die Bestrebungen der Zeit und den Werth ihrer Leistungen ganz verkennen, wollte man die Behauptung aufstellen, daß die maßgebenden Künstler nur Copisten der Natur und ihrer Erscheinungen waren. So sehr in Farbe und Structur die Kunstleistungen des Jahrhunderts den Stempel eines tiefen und eingehenden Naturstudiums zeigen, ebenso sehr bewahren sie sich eine gewisse schöpferische Originalität, sowohl in der Composition im Allgemeinen, wie ganz besonders in Bezug auf deren technische Ausführung. Selbst in den Blumen-Bildungen, die auf den ersten Augenblick wie Male-reien nach der Natur erscheinen, ist immer noch soviel selbständige Erfindung, soviel stilistische Eigenart, daß man nie in die Versuchung kommt, die künstlerisch angeordneten Muster mit den Vorbildern in der Natur vergleichen zu wollen. Selbst da, wo man eine gewisse naturalistische Ausartung am meisten befürchten könnte, in der Darstellung der Tulpen, mit denen damals ein förmlicher Cultus getrieben wurde, weiß der Musterzeichner die Grenzen zu respectiren, die die technischen Anforderungen gezogen haben.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert läßt sich Schritt für Schritt nachweisen, wie die Verwendung der Pflanzen und Blumen in den decorativen Künsten immer größeren Boden gewinnt, zugleich aber immer mehr einer größeren Natürlichkeit zustrebt. Daß diese Tendenz im achtzehnten Jahrhundert unumschränkt sich zur Geltung bringen konnte, liegt theils in dem einmal mit Erfolg eingeschlagenen Wege, den zu verlassen keine Veranlassung vorlag, lag aber besonders auch in der Naturschwärmerei des Rococo, der ein natürlich gesunder Sinn zu Grunde lag, wenn sie auch mitunter auf Abwege gerieth. Gegenüber dem Barock und der Renaissance verhalten sich die Blumenmuster des Rococo, wie der englische Garten zum französischen und zu den Pinien-wäldern italienischer Villen.

Auf seinem Gipfel angekommen, konnte das Blumenmuster im Kunstgewerbe sich nur kurze Zeit erhalten. Wären

keine so großen Umwälzungen, wie die französische Revolution war, gekommen, vielleicht hätte die Blumen-Ornamentation sich wieder formell der Antike genähert, wozu bereits die einleitenden Schritte gemacht waren.

Nach den die Revolution begleitenden Kriegen, und der damit im Zusammenhange stehenden Unterbrechung aller gewerblichen Künfte, suchte man wieder Zuflucht bei der Natur, aber so äußerlich, daß ein befriedigendes Resultat sich nicht ergeben konnte. Statt auf die den Erscheinungsformen der Natur zu Grunde liegenden ewigen Gesetze bei Bildung ihrer Formen in der Pflanzenwelt einzugehen, blieb man an der Erscheinung selbst kleben und versuchte hier ihr gleichzukommen. Je weniger die technischen Mittel Hindernisse boten, desto fröhlicher wagte man die Concurrenz, und daher kommt es, daß vor Allem die Sidererei sich in der undankbaren Lösung der Aufgabe anstrebte, die Erscheinungsformen des Blüthenlebens in Seide und Leinen zu copiren. Was die Sidererei wagte, wagten auch andere Zielerkünstler, und so bekamen wir die naturalistische Decoration der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, die weiter als jede andere von der Natur entfernt war.

Es ist das Verdienst der Engländer und der in England lebenden Gelehrten, auf die Aussichtslosigkeit dieser Versuche und ihre innere Unwahrheit aufmerksam gemacht zu haben, dem sogenannten Naturalismus eine stilistische Theorie entgegenzusetzen, und vor Allem das Flach-Ornament in der Benutzung von Blumen- und Pflanzen-Motiven auf einen gangbaren Weg gewiesen zu haben. Die seit 1851 immer wieder betonten Grundsätze der Decoration waren zu vernünftig, als daß sie bei aller Exklusivität und Herbitheit, die ihnen innewohnten, nicht einen Erfolg haben sollten.

Es kam nun die von keinem Geringeren als Owen Jones eingeleitete Zeit der Stilistik und des Stilirens. Die Blumen mußten sich bezüglich ihrer decorativen Verwendung gefallen lassen, von dem Secirmeister des Stilirens in ihre Theile zerlegt, anatomisch präparirt und mit dem Zirkel constructirt zu werden. Die griechischen Palmetten und Anthemien wurden das leuchtende Vorbild, und mit Aufwand aller Kraft, welche die Theorie und die Logik der Zweckmäßigkeit boten, sollte das große Publicum zu dem Glauben bekehrt werden, daß „die strengen Muster“ der Alten auch für unsere Zeit die allein richtigen und deshalb auch die schönsten seien.

Diese Zeit des Kampfes und des Conflictes der theoretischen Grundsätze der Aesthetik mit dem herrschenden Unge-schmacke, zeitigte und reifte die Urtheile auch des laufenden Publicums, und als Ausgleich trat unsere moderne Blumen-Decoration zu Tage, die ebensoviele von dem Alles stilisirenden Rigorismus, wie der naturalistischen Ungebundenheit entfernt ist. Als maßgebender und berechtigter Friedensstifter trat hier der Orient, vor Allem Japan, ein.

Kein Volk der Erde kann sich jener Feinsichtigkeit für die Natur und ihre reizenden Blumenkinder rühmen, wie die Japaner; aber auch kein Volk weiß diese natürlichen Vorbilder freier und zugleich wahrer zu benutzen und nachzubilden. Man braucht bloß die Siderereien dieses Volkes zu betrachten und zu studiren, um zu der Ueberzeugung zu kommen, daß ichöner und verständiger, natürlicher und dabei stilvoller noch keine Menschenhand Blumen und Blüthen mit der Nadel gebildet hat.

Heutzutage spielen die Blumen im Kunstgewerbe eine Rolle, wie nie zuvor, und ganz besonders in jenen Arbeiten, die ihrer Natur nach auf Frauenhände angewiesen sind. Wenn, wie es ja richtig ist, jede große Kunstperiode sich mit vertieftem Naturstudium einleitet, so dürfen wir dieses Prädicat unserer Zeit nicht verweigern. Daß wir aber mitten in dem Streben, für unsere Verzierungskünste, vor Allem aber für die Verwendung der Pflanzen-Motive, eine wissenschaftliche Theorie festzusetzen und zu begründen, eine so unübertreffliche Unterstützung in den Stadien und ihren Producten bekamen, das ist ein Vortheil und ein Glück, deren noch keine Zeit früher in so ausgiebigem Maße sich zu erfreuen hatte.

Jakob Stadbauer.

# Suis Suis

Nachdruck aus im Einzelnen verboten.

## Vor der Sommerreise.

„Dem Gott will rechte Günst erweisen, den schickt er in die weite Welt!“ Das ist ein wahres und schönes Wort, am wahrsten und schönsten aber für den, der jung, mit dem Kängel auf dem Rücken, hinauswandert, keine Pflichten zurückläßt, keine Sorgen mit auf den Weg nimmt. Wenn der Arzt so sagt: „Sie müssen fort, frische Luft und Bäder werden Ihnen gut thun, aber — keine Ueberanstrengung; nehmen Sie sich eine Gesellschafterin mit, ein junges Mädchen, das Sie unterstützt, zerstreut . . .“ ja, dann sieht die Sache schon anders aus. Geseget seien alle die, — nicht zu alten, — Mägdchen und Bäschen, die treuen unverheiratheten Freundinnen, die in solchen Falle hülfsbereit zur Hand sind, Schöhe, deren gar manche Familie sich rühmen kann, sie zu besitzen. Ich hatte Niemand, mir beizustehen, so blieb nichts übrig, als in den Tagesblättern ein Inserat zu erfassen und den Erfolg abzuwarten. Er war so überraschend, daß man hätte glauben mögen, die Hälfte der „den höheren Ständen“ angehörigen Damen mache es zu ihrem Lebenszweck, „Reisebegleiterin“ zu werden, und mannigfach, wie die gestellten Bedingungen und Ansprüche, waren die Personen, die sich vorstellten. Leider wurden mehrere derselben arg von „Nerven“ geplagt und wünschten deshalb eine „Veränderung“, die Meisten hatten es durchaus „nicht nötig“, eine abhängige Stellung einzunehmen, beanspruchten kein Gehalt, aber die Behandlung einer „Dame“, waren auch in ihrer Erscheinung so elegant und „ladylise“, daß man sich selbst jedenfalls für die „Begleiterin“ angesehen hätte. Eingeleitete allerdings machten auch einen weniger feinen Eindruck, forderten das Gehalt eines Hausmädchens und erklärten sich zu den weitgehendsten Dienstleistungen bereit. Da war die Wahl schwer, und ich schwante unschlüssig, bis ich mich für ein junges, frisch aussehendes Mädchen, in einfach sauberem und dabei feinem Anzuge, entschied, die mir offen erzählte, sie sei die Tochter einer Beamten-Witwe, darauf angewiesen, dieselbe zu unterstützen, habe gute Schulbildung und gebe Kindern Nachhülfsstunden; augenblicklich frei, habe sie meine Annonce gelesen, und die unbeschreibliche Sehnsucht, einmal etwas von der schönen Welt zu sehen, hätte ihr den Rath gegeben, sich zu melden. Sollte ich Vertrauen zu ihr haben, würde sie gern bereit sein, mich zu unterstützen, wie und wo sie könne: sie sei gewöhnt, vorzulesen, auf die Bedürfnisse der kränklichen Mutter

zu achten, auch practisch nicht ganz unbewandert, geübt in den kleinen Erfordernissen, Ausbesserungen der Toilette, in der Bereitung von Thee, Kaffee, und dergleichen mehr. Wenn ich meine, daß sie



bei all' diesen unbedeutenden Hülfleistungen, die vielmehr von einem richtigen Tactgefühl, als von einer directen Abmachung dictirt werden müßten, ein Honorar beanspruchen dürfe, so würden zwanzig Mark monatlich sie sehr glücklich machen. Es war in der Art zu sprechen, in der Haltung des Mädchens Etwas, was mich sympathisch berührte, eine Hauptbedingung für das Zusammenleben zweier Personen, meine ich, und gern versprach ich ihr ein Gehalt von fünfundsiebenzig Mark. Unsere Abreise ist auf übermorgen festgesetzt, und seit vier Tagen ist „Kränlein“ bei mir, um mich bei den unumgänglich notwendigen wirthschaftlichen Vorbereitungen zu unterstützen. Ich glaube, einen guten Griff gethan zu haben. Zwar duftet es bereits stark nach Kampher, aber Gardinen und Teppiche sind auf's Beste „eingemottelt“, die Pelzfächer, Mäntel u. getupft, mit dem stark riechenden „rothen Rottenspulver“ eingestreut, in alte Leinentücher fest eingenäht und sicher verpackt. Das Silberzeug ist auf die königliche Bank gebracht, und für meine Messer und Gabeln, die in den großen Etuis unnöthigen Platz fortnehmen würden, nähte mir das unsichtige junge Mädchen Taschen von weichem Leder, mit abgestepften Abtheilungen für die einzelnen Stücke. Wir besorgten gemeinsam ein paar Handarbeiten, eine leichte Kreuzlich-Stiderei, eine Häkerei, deren Muster, aus Sternen bestehend, in kleinen Theilen gearbeitet, auf Spaziergängen mitgeführt werden kann, und schließlich packten wir ein Körbchen mit allerlei Dingen, die Einem auf der Reise von großem Werthe sein können. Da ist zunächst ein prächtiger Spirituslocher, der sehr wenig Platz einnimmt und in kürzester Zeit die Bereitung verschiedener Getränke ermöglicht; da finden sich ferner Leguminosen von Nagai zu Suppen; Gibils, der beste der Fleisch-Extracte für Brühe; Thee und Cacao von Drüben, ein holländisches Fabrikat, das ich kennen lernte und das mir sehr gefällt. Außerordentlich milde, ist es frei von jedem Pottasche-Zusatz und leicht löslich. Man sieht, ich gehöre nicht zu denen, die ich glücklich preis, weil sie mit dem Känzel als einzigem Begleiter in die Welt ziehen, aber ich gebe leichteren Herzens, als ich noch vor Kurzem glaubte, es thun zu können. Möge sich diese Reise auch uns als eine Günst' erweisen!

rein, oder häufiger noch in Mischungen verwenden. Da giebt es Moerde für Hortensien; Torferde für Galeen; Heideerde für Rosen; Walderde für Camelien; Wiesen- oder Rasenerde für Oleander und Myrthen; Schlamm-erde für Ganna, Galadium; Kompost-Erde für die verschiedensten Topfpflanzen; Mistbeeteerde für Zwiebelgewächse; Holzerde für Orchideen; Lauberde, die oft als Beimischung dient. Hierzu kommen noch mancherlei Zusätze von Sand, Lehm, Thon, Kalk, Mergel und verschiedene Düngemittel. Der Blumenfreundin wird es in den meisten Fällen unmißlich sein, alle oder nur die wichtigsten dieser Erdarten zu erhalten; auch sind in der Regel für die Kultur der Zimmerpflanzen zwei Erdarten ausreichend: eine leichtere, die Heideerde, die den Wäldern, wo vorwiegend Heidekräuter im Vereine mit Farnn wachsen, entnommen wird, und eine fettere, nahrhafte Kompost-Erde, die durch Zersetzung von Pflanzentheilen, Mist und Abfällen aller Art entsteht. Die bräunliche, grobfaserige Heideerde ist für die meisten tropischen und feinstwurzigen Pflanzen, namentlich für alle vom Cay und aus Neuholland stammenden Gewächse, unentbehrlich. Gute Kompost-Erde wird für Pelargonien, Fuchsien, Bonvardien, Heliotrop und andere schön blühende Topfpflanzen angewendet. In sehr vielen Fällen wird eine Mischung beider Erdarten den Pflanzen dienlich sein, immer aber muß ein Zusatz von Sand hinzukommen. Der weiche, ausgewaschene, grobkörnige Fuchshand ist der beste; er macht den Boden magerer, aber auch porös und durchlassend. Man benutz die Erdarten am besten ungefeibt; sie sind dann lockerer und enthalten in den noch nicht vollständig zerfallenen Stücken nahrhafte Bestandtheile. Selbstverständlich muß man immer für guten Wasserabzug durch eine Erden-Unterlage Sorge tragen, worauf auch stets in diesen Blättern hingewiesen ist.

Helene K. in Saarburg.



*Paul Wazyepanski*



**Gärtnerei.**

Kochdruck auch im Einzelnen verboten.

**Antworten.**

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)  
**Pflanzen für dunkle Plätze** (55). — Selbst unter den ungünstigen Verhältnissen, welche meist die sogenannten Berliner Stuben und andere wenig helle Wohnräume der Zimmer-Gärtnerei bieten, braucht man nicht ganz auf Pflanzenschmuck zu verzichten. Wenn auch die Blumen nur unter dem belebenden Einflusse der Sonne gedeihen, so giebt es doch einige Blüthpflanzen, die eine fast unverwundliche Lebenskraft und Ausdauer besitzen und auch bei wenig Licht noch durch ihr frisches Grün erfreuen. Unter diesen anspruchslosen Gewächsen, die gegen Staub, trockene Luft, Lichtmangel und Temperaturwechsel fast unempfindlich sind, nimmt die Plectogone oder Aspidistra elatior die erste Stelle ein. Wer kennt nicht das Gewächs, wenn vielleicht auch nicht dem Namen nach, mit seinen großen, festen, dem Wurzelstock entspringenden Blättern, die eine glänzende, dunkelgrüne Farbe haben, bei einigen Arten auch weiß gestreift, oder gelb getüpfelt sind? Die Blüthen von trüb-bräunlicher Färbung erscheinen dicht an der Erde. — Fast ebenso hart und dauerhaft erweisen sich einige Philodendron-Arten, die selbst bei geringer Pflege und in einem Zimmer, in das kein Sonnenstrahl zu dringen vermag, noch gedeihen. Dabei gewähren die Pflanzen mit den großen, durchbrochenen Blättern und den zahlreichen, kräftigen Luftwurzeln einen materischen Anblick. Am verbreitetsten ist Philodendron pertusum. — Auch die Rüssel-Lilie, Cereus recurvata, und einige schmalblättrige, grüne Dracaenen sind ungemein hart und anspruchslos und bilden durch ihren palmbaumähnlichen Wuchs eine Zierde der Zimmer. Sehr empfehlenswerth ist auch der australische Gummibaum, Ficus australis, der sich von dem allbekannteren Gummibaum durch seinen buschigen Wuchs und viel kleinere, mehr runde Blätter unterscheidet; ferner Dasylyrion, eine stattliche, harte Dekorationspflanze, und Pittosporum Tobira, mit schöner, kräftiger Belaubung und weißen, wohlriechenden Blüthen. Letztere Pflanze ist von großer Ausdauer, sie nimmt im Winter mit geringer Wärme und so wenig Licht vorlieb, daß man sie selbst zur Ausschmückung von Ecken hinter Schränken verwenden kann. — Den genannten Gewächsen lassen sich die folgenden noch würdig an die Seite stellen: Aucuba japonica, Goldorange mit glänzenden, gelbgefleckten Blättern und lokalrothen Früchten, einige Cissus-Arten, die sich durch schnellen Wuchs und herrliche Belaubung auszeichnen, Myrsine africana, ein immergrüner, an die Myrthe erinnernder Strauch, Rhamnus, Lorbeer, Lebensbaum und Cypressen, sowie fast alle Farnkräuter und die reizenden, moosartigen Selaginellen.

P. Sch., Erfurt.

**Verpflanzen** (55). — Ihre Frage ist in dieser allgemeinen Fassung schwer zu beantworten. „Eines schickt sich nicht für Alle“, auch nicht eine Erdmischung für alle Pflanzen; denn diese haben je nach ihrer Art, ihrer Heimath, ihrem Standorte, die verschiedensten Bedürfnisse, auch in Bezug auf den Erdboden, dem sie ihre Nahrung wesentlich entnehmen. Die Gärtner hatten deshalb für ihre Pflanzlinge die verschiedensten Erdarten bereit, die sie theils in der Natur vorfinden, theils künstlich erzeugen, und die sie entweder



**Briefmappe.**

Kochdruck auch im Einzelnen verboten.

**Fragen.**

**Gipsfiguren.** — Wie werden gelblich gewordene Gipsfiguren gereinigt? Eine Abonnentin.  
**Toiletten-Schwämme.** — Wie reinigt man Toiletten-Schwämme? Vangjährige Abonnentin.  
**Cigarren-Bündchen.** — Wiederholt werden wir nach Bezugsquellen für Cigarren-Bündchen zu Portieren gefragt. Würden einige unserer freundlichen Leserinnen die Güte haben, uns solche zur Veröffentlichung mitzutheilen?  
**Salpeterhaltiges Brunnenwasser.** — Unser Brunnenwasser ist stark salpeterhaltig und läßt infolge dessen in den Kochtöpfen, namentlich in emaillirten Geschirren, einen starken Salpetersatz zurück. Giebt es ein Mittel, diesem Uebelstande abzuhelfen, und welches ist, wenn es ein solches Mittel nicht geben sollte, die beste Methode, die Geschirre zu reinigen, damit sie nicht so schnell abgenutzt werden? V. A. Schönflies.

**Antworten.**

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)  
**Karde** (80). — Die gelblichten Blattrippen der Karde schneidet man in fingerlange Stücke, legt sie mit kaltem Wasser auf und läßt sie etwa zwanzig Minuten tüchtig kochen. Dann übergießt man sie mit kaltem Wasser und reibt mit Salz und einem Tuche die äußere Haut ab. Nach nochmaligem Abwaschen dampft man sie in Butter und schwacher Fleischbrühe, der man einen Theelöffel von Liebig's Fleisch-Extract zusetzt, weich. Die Brühe verdicke man mit heller Weibschwizze, würzt sie mit Pfeffer und verleiht ihr durch Zitronensaft einen schwach säuerlichen Geschmack. Statt des Zitronensaftes gießt man kurz vor dem Anrichten off ein Gläschen Sherry an den Beizgüß. Die Karben brauchen zum Weichwerden mehrere Stunden. Sehr wohlschmeckend sind gebackene Karben. Die wie oben weichgedämpften Karben wendet man in Eiermisch und geriebenem Brode um, und bäckt sie in Butter. Auch kann man die Karben mit ihrem Beizgüß gratiniren. Man schüttet sie in eine ausgestrichene, mit Parmesankäse bestreute Schüssel, belegt sie mit Butterkrümchen, bestreut sie mit Käse, gießt die dick eingedickte Sauce darüber, bestreut sie mit geriebenem Brode, und bäckt sie bei gelinder Wärme eine gute Viertelstunde.  
 Frau Dr. L. H. in Bremerhaven.

**Sprüche für Tischläufer und Theetücher** (88). — Als geeignet für Tischläufer und Theedecken empfehlen wir Ihnen folgende Sprüche:  
 „Dem lieben Gast man gern beehrt,  
 Sein heit'res Nachen froh man hört!“

„Fröhlich und sich freundlich weisen,  
 Dient zur Würze aller Speisen.“  
 „Am Tage Arbeit, Abends Gäste,  
 Ein treues Herz und offnes Haus,  
 Die Lieb' zur Kunst und frohe Feste,  
 Das macht das Glück des Lebens aus.“  
 „Mit trauten Gästen, Sang und Wein,  
 Zieht die Freude bei uns ein.“

**Wedgegefäße** (80). — Einfache Gefäße von Weißblech sind im Allgemeinen wenig für Kaffeeverbereitung geeignet, sie sollten immer innen verzinkt sein. Der schlechte Geschmack, der ihnen, namentlich neu, oder nach längerem, unbenuhtem Stehen, anhaftet, ist nur durch ein wiederholtes Auskochen mit Lauge zu mildern, nicht aufzuheben. Von anderer Seite wird noch empfohlen, die Geschirre mehrere Stunden mit Wasser und Weizenkleie tüchtig auszukochen.

**Kathschläge.**

**Fricassee.** — Die Hauptbestandtheile eines feinen Fricassee bilden Fisch- oder Hühnerfleisch, zu einem einfacheren nimmt man Kalbfleisch. Die Sauce bleibt immer dieselbe, man bereitet sie, indem man 2-3 Eßlöffel Butter mit ebenso vielem Mehl durchrührt, mit der erforderlichen Menge Fisch- oder Fleischbrühe vermischt, mit Sardellen, Zitronensaft, etwas Weißwein abschärft und sie kurz vor dem Anrichten mit einigen Eigelben abgießt. — Von Fischen nimmt man vorzugsweise Hecht oder Zander, die in bekannter Art vorbereitet, mit Wurzelwerk, Zwiebeln, in Stücke geschnitten, in gefalzenem Wasser gar gekocht, besser noch in einer Fischwanne ganz gekocht, oder, — gepökt, — im Ofen gebraten werden. In letzterem Falle richtet man den Fisch auf einer länglichen Schüssel an und garnirt ihn seitwärts mit dem Fricassee. Bei Hühnern giebt man jüngeren Thieren den Vorzug, da sie lastiger und weicher sind. Man kocht sie ebenfalls mit Wurzelwerk in nicht zu langer Brühe, und schneidet sie erkaltet in Portions-Stücke. Ebenso wie das Fleisch, werden auch die übrigen Bestandtheile des Fricassee einzeln zubereitet, um zuletzt mit diesem gemeinsam in die Sauce gethan zu werden, in der sie gut durchziehen müssen, aber nicht kochen dürfen; es empfiehlt sich daher, das Ganze an bain Marie, — im Wasserbade, — warm zu erhalten. Auf eine Schüssel für 12 Personen rechnet man einen Fisch von 2-3 Kilo, ebenso 2-3 kleinere, 2 größere Hühner, 20 Stück Champignons, 1/2 Kilo Kalbsmilch, einen Kalbsbregen, eine Kalbszunge, 1/2 Schod Krebse, auch bereitet man von Fisch (nur für Hühner-Fricassee), Fleisch oder Semmel kleine Klöße, mit denen man nach Belieben einen Theil der Krebsen füllen kann, und giebt einige Hände voll getrockneter oder frischer Morcheln, geschnittenen Spargel und Trüffel hinzu. Alle diese Bestandtheile, und mehr noch, finden zur Bereitung eines guten Fricassee Verwendung, sind aber nicht sämmtlich unbedingt erforderlich. Ungern vermischt man die Krebse, von deren Schalen man, nachdem sie im Mörser gestossen wurden, eine Krebsbutter bereitet, die zuletzt über die fertig angerichtete Schüssel geschöpft, derselben ein gutes Aussehen und feinen Geschmack verleiht. Ebenso garnirt man sie mit kleinen, halbmondförmigen Blätterteig-Stücken, — Neurons, — oder bäckt von diesem Teige einen Rand, in dessen Mitte das Fricassee gefüllt wird. Bei Abend-Gesellschaften giebt man es als erste Platte, bei Dinern, je nach der Reichhaltigkeit der Speisenfolge, entweder nach der Suppe oder als Zwischengericht.

**Rhabarber.** — Der in England längst heimische „Rhabarber“ hat sich als Compot auch bei uns den Markt erobert, und wir haben gelernt, ihm Geschmack abzugewinnen. Namentlich als Füllung von Pie geschätzt, empfiehlt es sich, ihn für den Winter einzumachen; man kocht ihn zu einer Marmelade. Nachdem die Stengel, die möglichst stark sein müssen, geschält worden sind, schneidet man sie in Stücke, kocht sie mit nicht zu vielem Wasser in einer halben Stunde weich und läßt sie auf einem Sieb abtropfen. Auf 1 Kilo Rhabarber rechnet man 625 Gr. Zucker, der in bekannter Art gekocht und ausgeschäumt wird; ist dies geschehen, giebt man den Rhabarber hinein und läßt ihn unter aufmerksamer Rühren, damit er nicht anbrenne, eine Stunde kochen. Sobald eine auf einen Teller gesetzte Probe dickflüssig bleibt und nicht mehr aus einander läuft, ist die Marmelade beendet, die sich, in Töpfen aufbewahrt, lange Zeit hält und an Wohlgeschmack gewinnt.

J. A.

Fr. A. in A. — Ein solcher Leitfaden ist vorhanden und für Ihre Zwecke außerordentlich zu empfehlen. Der Titel lautet: Der weibliche Handarbeits-Unterricht für Schule und Haus von Emma Beuretter (Wein, A. Reichen). Von der einfachen Strichmaße schreibt der in acht Schuljahre eintheilte Verlagsgang die zur Weibstickerie nöthigsten Fort und umfaßt sowohl die Häkel-, Häb-, Kreuzlich- und Kilt-Arbeit, als auch das Sticken, Ausschern und Ausschneiden eines Krautendruckes. Der Text ist dem Verständniß des Kindes angepaßt und wird durch zahlreiche Abbildungen erläutert.  
 Fr. Johanna W. in Pilsburg a. d. Vahne. — Email-Schrot zum Reinigen der Gläser finden Sie in den großen Berliner Wirthschafts-Magazinen, jedenfalls aber bei E. Kaveno, Wollte, 92-93.

Frau M. V. in Montreux. — Kreissen: 1. Feine ungarische Kochwaaren: Ancion u. Scherz, Friedr.straße, 75; 2. Lampen in künstlerischer Ausfüh-rung: Zedwasser, Unter den Linden 35, 3. Preussische-Boaren und Zwiesel: Erinn u. Wende, Leipzigerstr. 83, Köhlich, Leipzigerstr. 132; 4. Oeuvren Peter für Stuhlühle: Virchow, Kunstgewerbe-Magazin, Unter den Linden 54; Hulbe, Leipzigerstr. 124.

H. P. in Düsseldorf. — Daß eine weiße Lackirung des Schrankes Schuld an dem schnellen Gelbwerden der Wände haben sollte, ist kaum anzunehmen, viel wahrscheinlicher erscheint es, daß dieselbe unrichtig mit Ebonisieren behandelt wurde. Ehler, Esau de Javello, Mittel, welche die Wände zunächst weiß machen lassen, sie ebenso schnell vergrünen, wenn dieselbe nach der Anwendung nicht sofort tüchtig und wiederholt in reichlichem Wasser gespült wurde, oder in diesem einige Stunden stehen läßt.

Baronin von E. in Z. — Witwen, welche ein zweites Mal heirathen, lassen ihre Ausstattung meist mit dem Namen zeichnen, den sie tragen, zu weilen auch mit der Größe des zweiten Mannes. Bestimmte Regeln giebt es hierfür nicht; meist sind die verschiedenen Familien-Verhältnisse bestimmend. Die gewöhnlichen Wörter für Wittwen finden Sie nebst Wenzgramm in der Nummer vom 20. Mai 1888.

Vangjährige Abonnentin. — Eine gekörpelt Spizen-Garnitur wäscht man, indem man sie in einen kleinen Napf thut, eine genügende Menge Weizen aufgießt, sie in diesem wiederholt hin und her schwenkt und andrückt. Alsdann breitet man sie auf eine Unterlage von weichen Leinentüchern und reibt sie mit einem anderen Tuche trocken, was allerdings mit einiger Beacht ge-schehen muß, um das feine Gewebe nicht zu zerreißen.

Frau A. Sch. L. — Daß betreffende Buch ist und leider weder bekannt, noch haben wir dasselbe ermitteln können.

L. Edle von Fr. — Verbindlichen Dank für freundliche Zusendung.  
 E. H. in B. — Berlin SW, Zimmerstr. 65.

H. A. S. Berlin. — Es würde dem Wunsche, welches wir in der Illustrierten Frauen-Zeitung stets vertreten haben, widerstreben, wenn wir Extravaaganzen das Wort reden wollten. Denn als solche sind wohl die Hei-sprüche anzusehen, um die es sich in der so freundlich überlieferten Welt handelt. Unsere heutige weibliche Tracht ist so mannigfaltig in ihren Formen und läßt dem Verständniß des Einzelnen so großen Spielraum, daß es nicht schwer fallen kann, darunter das Einfache, Practische, Gebrauchsgegenstände auszuwählen und sich dienlich zu machen.

M. A. (Teuto-brasilera) in Tobaras (Brasilien). — Ihr hübscher April-scherz über den wir herzlich gelacht haben, kam leider zu spät. Oestlichen Dank und Gruß aus der Heimath.  
 „Wella in Braunschweig.“ — Zur Erinnerung heißt ein dänisch „Til Erindring“; die dänischen National-Farben sind „Roth und Weiß“.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Extra-Blatt, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.